



universität
wien

Diplomarbeit

Titel der Arbeit

Vergleich der sozialen Ängstlichkeit
zwischen europäischen Studenten
und ostasiatischen Migranten

Verfasser

Daniel Schönbauer

Angestrebter akademischer Grad

Magister der Naturwissenschaften (Mag. rer. nat.)

Wien, 2012

Studienkennzahl: A 298

Studienrichtung: Psychologie

Betreuerin: Dr. Birgit Derntl

ABSTRACT

Social anxiety is the most commonly diagnosed anxiety disorder worldwide independent from culture. Prior research has shown that Asians report higher levels of social anxiety compared to European individuals. Previous studies on cultural differences in persons with subclinical social anxiety report differences between Austrian- and East Asian students in cultural values (individualism vs. collectivism) with East Asians reporting higher levels of collectivism dependent on duration of stay (cultural values are changeable), higher levels of social anxiety and lower levels of emotion recognition performance.

The present study examined whether culturally-influenced norms, gender differences, duration of stay in Austria as an indicator of cultural adaption and emotion recognition performance contribute to social anxiety by comparing in East Asians with European individuals.

Therefore 53 East Asian (21 females) and 44 European Caucasian (22 females) students, matched for age, years of education were examined.

Data analyses revealed that East Asian students reported higher levels of collectivism though no significant impact of duration of stay emerged. Moreover, a significant gender effect occurred, European Caucasian females report higher levels of social anxiety. Regarding emotion recognition, higher levels of social anxiety were accompanied by lower performance in emotion recognition.

Thus, these results confirm former findings about the relationship between social anxiety, cultural values and cultural background. Further research should investigate differences within East Asians, the role of cultural adaption during the length of stay and the link between stressful experiences and the symptoms of social anxiety.

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung.....	10
1. Theoretischer Teil.....	12
1 Kultur.....	14
1.1 Definition von Kultur.....	14
1.2 Definition von Migration.....	16
1.3 Einfluss der Migration auf die psychische Gesundheit.....	16
1.4 Individualismus versus Kollektivismus.....	18
1.4.1 Vor- und Nachteile der I-C-Dimension.....	22
2 soziale Ängstlichkeit.....	25
2.1 Definition und Merkmale sozialer Ängstlichkeit.....	26
2.1.1 Definition der sozialen Ängstlichkeit nach DSM IV und ICD-10.....	26
2.2 Ursachen der sozialen Ängstlichkeit.....	27
2.2.1 Kognitives Modell der sozialen Phobie.....	27
2.2.2 Kognitives Modell der sozialen Phobie nach Clark und Wells.....	30
2.3 Kulturspezifische Formen der sozialen Ängstlichkeit.....	33

2.4	Kulturspezifische Formen der sozialen Ängstlichkeit.....	33
2.3.1	Merkmale der taijin kyofusho und der sozialen Phobie.....	34
2.6	Allgemeine Möglichkeiten zur Erfassung der sozialen Ängstlichkeit.....	35
2.6.1	Mögliche Schwierigkeiten bei der Erfassung der sozialen Phobie.....	37
2.7.2	Kulturabhängige Verfälschbarkeit von sozialen Ängstlichkeitsfragebögen.....	38
3	Emotionserkennung.....	40
3.1	Allgemeine Theorien über mögliche kulturelle Unterschiede in der Emotionserkennung.....	40
4	Forschungsstand.....	43
4.1	Kulturelle Unterschiede bei der sozialen Ängstlichkeit.....	43
4.1.1	Zusammenhang zwischen Individualismus-Kollektivismus und der sozialen Ängstlichkeit.....	43
4.1.2	Kulturspezifische Unterschiede in Persönlichkeit und Verhalten sozial ängstlicher Personen.....	45
4.1.3	Einfluss kulturspezifischer Sozialisation auf die soziale Ängstlichkeit.....	47
4.1.4	Zusammenhang zwischen Verhaltenshemmung und der sozialen Phobie.....	48
4.2	Geschlechtsspezifische Unterschiede bei der sozialen Ängstlichkeit in Zusammenhang mit kulturellen Werten	50
4.2.1	Geschlechtsspezifische Unterschiede in der sozialen Ängstlichkeit bei	

Jugendlichen und Erwachsenen in der westlichen Kultur.....	51
4.2.2 Kulturunabhängige und kulturspezifische Aspekte bei der Emotionserkennung.....	51
4.3 Darstellung emotionaler Gesichtsausdrücke in Abhängigkeit zur jeweiligen Kultur.....	52
4.4 Einfluss der Kultur auf emotionale Reaktionen.....	53
4.4.1 Unterschiede in der Beachtung von Randinformation bei der Emotionserkennung zwischen der westlichen und der asiatischen Kultur.....	55
4.5.1 Kulturelle Unterschiede in der Verarbeitung von Gesichtsmerkmalen.....	55
4.6 Emotionserkennung bei sozial ängstlichen Personen.....	60
4.6.1 Kulturelle Unterschiede in der Emotionserkennung bei sozialer Ängstlichkeit.....	65
2. Empirischer Teil.....	69
5 Zielsetzung.....	71
5.1 Fragestellungen.....	71
5.1.1 soziale Phobie und TKS.....	73
5.1.2 Individualismus versus Kollektivismus.....	73
5.1.3 Emotionserkennung.....	73
6 Planung und Durchführung der Stichprobe.....	75
6.1 Studiendesign.....	75
6.1.1 .. Operationalisierung.....	76

6.1.2	Kontrolle möglicher Störvariablen.....	76
6.2	Beschreibung der eingesetzten Verfahren.....	77
6.2.6	Statistische Auswertungsverfahren.....	81
6.4	Durchführung der Untersuchung- Datenerhebung.....	82
6.5	Beschreibung der Stichprobe.....	83
7	Ergebnisse der statistischen Auswertung.....	85
8	Interpretation und Diskussion.....	98
8.1	soziale Phobie und TKS.....	98
8.2	Individualismus-Kollektivismus-Dimension.....	98
8.3	Emotionserkennung.....	111
8.4	Kritik und Ausblick.....	124
9	Zusammenfassung.....	128
11	Verzeichnisse.....	130
11.1	Literaturverzeichnis.....	130
11.2	Abbildungsverzeichnis.....	141
11.3	Tabellenverzeichnis.....	142

EINLEITUNG

Diese Diplomarbeit wurde gemeinsam mit einer zweiten Diplomarbeit, in der mögliche Unterschiede zwischen ostasiatischen und europäischen Studenten in der Emotionserkennung und im Annäherungs- und Vermeidungsverhalten betrachtet wurden, durchgeführt. Alle psychologisch diagnostischen Verfahren wurden daher zusammen vorgegeben. Die gesamte Testdauer betrug ungefähr eine Stunde. Die Diplomarbeitsbetreuung fand im Rahmen der klinischen Psychologie der Fakultät für Psychologie der Universität Wien unter der Betreuung von Dr. Birgit Derntl statt.

Die Individualismus-Kollektivismus-Dimension (I-C-Dimension) wird in kulturvergleichenden Studien häufig herangezogen, da sich Kulturen anhand dieser Dimension gut miteinander vergleichen lassen und die Ursachen für mögliche kulturelle Unterschiede in der sozialen Ängstlichkeit untersucht werden können. In der Häufigkeit und den Symptomen der sozialen Ängstlichkeit können kulturelle Unterschiede gefunden werden. Höhere Kollektivismuswerte hängen mit höheren sozialen Ängstlichkeitswerten zusammen. Zudem haben soziale Ängste eine besondere Bedeutung, weil sie verglichen mit allen anderen Angststörungen weltweit am häufigsten vorkommen.

Soziale Ängste treten häufiger in Ländern mit höheren Kollektivismuswerten auf der kulturellen I-C-Dimension auf. Ob die für ein Land angenommenen kulturellen Werte mit dem kulturellen Selbstbild und den kulturellen Werten einer Person übereinstimmen, wird dabei selten erhoben. Zudem werden im Rahmen kulturvergleichender Studien die sozialen Ängstlichkeitswerte meist von Personen in ihrer jeweiligen Gruppe erfasst. Vieles deutet darauf hin, dass sich kulturelle Werte im Rahmen des kulturellen Austausches verändern können. Inwieweit sich kulturelle Werte bei Migranten durch den Kontakt mit der neuen Kultur ändern und falls solche Veränderungen beobachtet werden können, ob diese in Zusammenhang mit der sozialen Ängstlichkeit stehen, wurde bisher kaum untersucht.

Daher hat sich diese Arbeit zum Ziel gesetzt, soziale Ängstlichkeit und kulturelle Werte zwischen europäischen Studenten und in Europa studierenden Personen aus der ostasiatischen Gruppe zu vergleichen. Auch ein möglicher Zusammenhang mit der Aufenthaltsdauer in Europa und der Emotionserkennungsleistung wird untersucht.

Kulturelle Aspekte beeinflussen nicht nur die Häufigkeit einzelner Symptome von psychischen Störungen. Kulturelle Unterschiede können sich auch in den Merkmalen eines Störungsbildes zeigen. Bei der sozialen Ängstlichkeit ist das der Fall, da zwischen der

sozialen Phobie, welche sich an den aus den im Westen stammenden Diagnosekriterien richtet und der für ostasiatische Länder typischen Form der sozialen Angststörung genannt taijin kyofusho (TKS) unterschieden wird. Das Wohl der Anderen spielt im Vergleich zum eigenen Wohl für Personen mit einem stark ausgeprägten kollektivistisch orientierten Selbstbild und für jene, bei denen TKS diagnostiziert wurde, eine größere Rolle.

Ein Großteil der Symptome der sozialen Angststörung haben kulturübergreifenden Charakter. Daher ist es nicht überraschend, dass beide Formen der sozialen Angststörung in allen Kulturen auftreten.

THEORETISCHER HINTERGRUND

1 Kultur

1.1 Definition von Kultur

Eine in der Literatur allgemein gültige Definition von Kultur gibt es nicht. Der Kulturbegriff wird in Abhängigkeit zur jeweiligen Fragestellung unterschiedlich definiert.

Die dabei verwendeten Definitionen lassen sich dem analytischen und dem essentialistischen Kulturbegriff zuordnen.

Laut Knipper und Bilgrin (2009) wird unter einem *essentialistischem Kulturbegriff* eine historisch statische Größe verstanden. Kultur besteht in diesem Zusammenhang aus Sitten, religiösen Ritualen, Kunst und Mentalität. Insgesamt fallen unter Kultur jene Aspekte, welche einem Menschen das Gefühl geben, zu einer bestimmten Gesellschaft dazuzugehören. Betrachtet man Kultur unter diesem Gesichtspunkt, dann ist Kultur objektiv bestimmbar und im Alltag ständig vorhanden. Allerdings sind laut Knipper und Bilgrin (2009) Kulturen an unterschiedliche Regionen und Sprachen gebunden.

Dieser Umstand findet bei der Annahme eines essentialistischen Kulturbegriffes keine Berücksichtigung.

Daher wird dem essentialistischen Kulturbegriff der analytische Kulturbegriff gegenübergestellt.

Nach Knipper und Bilgrin betrachtet der *analytische Kulturbegriff* Kultur als etwas sich Veränderndes. Gemachte Erfahrungen jedes Einzelnen und deren Wahrnehmung und Verarbeitung von Ereignissen beeinflussen laut dieser Definition eine Kultur. Erfahrungen einer Gesellschaft bestimmen, was als normal gilt. Werte und Normen beeinflussen die Wahrnehmung.

Personen, die aus Ostasien oder Europa kommen, müssen daher nicht die kulturellen Merkmale ihrer jeweiligen Gruppe übernehmen (Knipper & Bilgrin, 2009).

Kirmayer (2001) geht in seinen kulturvergleichenden Studien von einem analytischen Kulturbegriff aus, weil er annimmt, dass sich Kulturen über die Zeit hinweg verändern können.

Kulturen können auf der Ebene des Individuums und auf Ebene des Kollektivs betrachtet werden. Diese Ebenen beinhalten jeweils unterschiedliche Aspekte.

Betrachtet man *Kultur aus der Sicht des Individuums*, dann werden individuelle Denk- und Handlungsmodelle, Wahrnehmungsmuster, moralische Werte und die religiöse Orientierung zum Kulturbegriff hinzugezählt.

Die *Kultur auf der Ebene des sozialen Kollektivs* beinhaltet jene Normen, an die sich eine Gemeinschaft gebunden fühlt. Dazu zählen Identität stiftende Symbole und soziale Klassifikationen (Kirmayer, 2001).

Kirmayer (2001) betrachtet Kultur gleichzeitig auf der Ebene des Individuums und auf der Ebene des Kollektivs, da Kultur aus der Interaktion zwischen Einzelnen, Gemeinschaften und Ideologien entsteht.

Seiner Ansicht nach ist Kultur nicht nur eine Eigenschaft von jenen, die hinsichtlich ihrer kulturellen Merkmale untersucht werden. Auch die Sichtweise von Psychologen wird von ihrer jeweiligen Kultur geprägt. Sehr viele psychologische Theorien und Vorgehensweisen im Umgang mit psychischen Störungen wie der sozialen Ängstlichkeit basieren auf kulturell geprägten, theoretischen Konzepten.

Nach Welsch (1994) ist es nicht sinnvoll, davon auszugehen, dass Personen innerhalb eines Landes von einer bestimmten Kultur geprägt werden. Sowohl Gesellschaften als auch Individuen werden stattdessen als transkulturell betrachtet. Transkulturelle Individuen zeichnen sich dadurch aus, dass sie mehrere Identitäten, die auf unterschiedlichen Kulturen beruhen, in sich tragen. Daher wird die kulturelle Zugehörigkeit nicht überwiegend durch die Nationalkultur bestimmt. Stattdessen spielen verschiedene kulturelle Bezugssysteme innerhalb einer Person eine Rolle.

Flehsig (2002) nimmt auch an, dass Angehörige der meisten Länder durch eine Reihe kultureller Bezugssysteme innerhalb und außerhalb eines Landes geprägt werden. Kulturen gelten weder als statisch noch als homogen. Nach Welsch (1994) hat es solche Kulturen wahrscheinlich auch nie gegeben. Trotzdem haben auf Grund eines stärker gewordenen Informationsaustausches transkulturelle Kulturen an Bedeutung gewonnen und es gibt sie daher noch weniger als früher.

Laut Autor ist es wichtig, die eigene Kultur und die Kultur anderer Personen als eine Kultur zu erkennen, die sich aus vielen verschiedenen Kulturen zusammensetzt. Dadurch wird ein kultureller Austausch erleichtert.

In der vorliegenden Arbeit wird ebenfalls von einem transkulturellen Ansatz ausgegangen. Die gleichen kulturellen Werte werden bei den untersuchten Personen unabhängig von ihrer jeweiligen Gruppe erhoben. Dabei wird angenommen, dass die kulturellen Werte erst erhoben werden müssen und nicht auf Grund der Gruppe angenommen werden können.

1.2 Definition von Migration

Der Begriff Migration wird in der Literatur sehr einheitlich beschrieben. Unter Migration werden dann freiwillige oder unfreiwillige Wanderbewegungen von einzelnen Personen oder sozialen Gruppen verstanden, welche zu einem mehr oder weniger dauerhaften Ortswechsel führen. Migration ist historisch betrachtet nichts Ungewöhnliches (Knipper & Bilgrin., 2009). Ist die Wanderbewegung in ein neues Land erfolgt, dann ist die Migration damit noch nicht automatisch abgeschlossen. Erst nachdem Ankunft, Neuorientierung und gesellschaftliche Eingliederung erfolgt sind, ist der Migrationsprozess erfolgreich beendet.

1.3 Einfluss der Migration auf die psychische Gesundheit

Nach Knipper und Bilgrin (2009) treten psychische und psychosomatische Erkrankungen bei Migranten verglichen mit Personen ohne Migrationshintergrund in Deutschland häufiger auf. Bei Kindern mit Migrationshintergrund kommt es häufiger zu Angstzuständen, depressiven Verstimmungen, Schlafstörungen mit Albträumen, schlechteren Schulleistungen, Hyperaktivität, Essstörungen und Schwierigkeiten im psychosozialen Verhalten.

Bei einem Großteil der Migranten in Deutschland handelt es sich um Flüchtlinge und bei ca. 50 bis 70 Prozent der Flüchtlinge wird eine PTSD diagnostiziert. Darüber hinaus treten externe Todesursachen wie Unfälle und Selbsttötung bei Migranten häufiger auf.

Ursachen für dieses vermehrte Auftreten psychischer und psychosomatischer Störungen bei Migranten sind wahrscheinlich weniger auf den Migrationshintergrund, sondern vielmehr auf die unmittelbaren Lebensumstände dieser Personen zurückzuführen. Nach Knipper und Bilgrin (2009) muss allerdings im Zuge des Migrationsprozesses nicht automatisch die Wahrscheinlichkeit steigen, an psychischen Störungen wie der sozialen Ängstlichkeit zu erkranken.

In einer Studie von Harris et al. (2006) wird eine amerikanische Stichprobe der Boston University und eine türkische Stichprobe bestehend aus Studenten untersucht. Es wird der Frage nachgegangen, ob Personen mit einer sehr stark individualistisch oder kollektivistisch orientierten Persönlichkeit eher eine psychische Störung entwickeln, wenn sie von Angehörigen einer Kultur mit gegenteiligen Werten umgeben sind. Die Geschlechtsverteilung und die Anzahl der Ausbildungsjahre sind in beiden Gruppen ähnlich. Mittels Selbsteinschätzungsfragebogen werden Situationsbeschreibungen vorgegeben, bei denen jeweils eine von vier Alternativen ausgewählt wird. Damit wird ein vertikaler und horizontaler Individualismuswert (I-Wert) und vertikaler und horizontaler Kollektivismuswert (C-Wert) erfasst. Das Vorliegen einer psychischen Störung wird anhand einer Reihe klinischer Selbstbeurteilungsverfahren, darunter Beck Depressions Inventar BDI (Beck et al., 1979), Schizotypal Personality Questionnaire-B (SPQ-B; Raine & Bensihay, 1995) und der Liebowitz Social Anxiety Scale LSAS (Liebowitz, 1999), erfasst.

Der Studie nach korreliert eine kollektivistische Persönlichkeit in der amerikanischen Stichprobe signifikant und positiv mit abhängiger Persönlichkeit, sozialer Ängstlichkeit und Depression. Horizontaler und vertikaler Kollektivismus hängen mit dependenter und einer vermeidend unsicheren Persönlichkeit zusammen und vertikaler Individualismus mit einigen paranoiden Eigenschaften. Bei den amerikanischen Studenten hängt eine stark kollektivistische Persönlichkeit signifikant mit schlechterer psychischer Gesundheit zusammen. Bei den Türken korreliert eine individualistische Persönlichkeit signifikant mit sozialer Ängstlichkeit, Depression und einer vermeidend unsicheren Persönlichkeit. Türkische Studenten geben insgesamt eine kollektivistische Persönlichkeit und amerikanische Studenten eine insgesamt individualistische Persönlichkeit an. Die beste

psychische Gesundheit findet sich bei jenen Personen, deren Persönlichkeit weder besonders stark individualistisch noch kollektivistisch ausgeprägt ist. Sowohl die individualistische als auch die kollektivistische Persönlichkeit hat Vor- und Nachteile im Hinblick auf die psychische Gesundheit, da z.B. Individualismus in Zusammenhang mit hohen Narzissmuswerten und schizoider Persönlichkeit auf der einen Seite und mit geringen Werten der sozialen Ängstlichkeit und Depression auf der anderen Seite zusammenhängt. Die Autoren führen die geringen sozialen Ängstlichkeitswerte darauf zurück, dass sich Individualisten eher wenig um die Meinung anderer kümmern. Sie vermuten auch, dass bei stark individualistischer Persönlichkeit das eigene Selbstbild positiv ist, weshalb Depressionswerte gering sind. Insgesamt geben die amerikanischen Studenten höhere I-Werte an als die türkischen. Amerikaner wählen häufiger den horizontalen Kollektivismus und Türken häufiger den vertikalen Kollektivismus. Zudem hängen bei den türkischen Studenten hohe Individualismuswerte mit paranoider und narzisstischer Persönlichkeitsstörung und der Positivsymptomatik der schizoiden Persönlichkeitsstörung wie magisches Denken, Impulsivität, antisoziale Persönlichkeit und Borderline Persönlichkeitsstörung zusammen.

Türkische Studenten mit einer der eigenen Kultur entgegengesetzten stark individualistischen Persönlichkeit sind im Durchschnitt signifikant viel häufiger von Symptomen verschiedenster erhobener Störungsbilder betroffen, als jene in der Türkei lebenden türkischen Studenten mit kollektivistischerer Persönlichkeit. Dasselbe gilt für amerikanische Studenten. Daher sind in Amerika lebende amerikanische Studenten mit stark kollektivistischer Persönlichkeit, signifikant häufiger von psychischen Störungen betroffen, als jene mit individualistischer Persönlichkeit (Harris et al., 2006).

1.4 Individualismus versus Kollektivismus

Um Kulturen miteinander vergleichen zu können, müssen bestimmte Kriterien gefunden werden, anhand derer eine Unterscheidung in Abhängigkeit zur jeweiligen Fragestellung sinnvoll ist.

In Individualismus versus Kollektivismus (I-C) liegt eine Dimension vor, welche häufig verwendet wird, um Merkmale verschiedener Kulturen miteinander in Beziehung setzen zu können. Bei der „I-C-Dimension“ handelt es sich nach Hofstede um eine Skala mit Werten von 0 bis 100. Länder mit einem Wert über 50 gelten laut Hofstede (2001) als

individualistische Kulturen. Verschiedene Kulturen lassen sich nach Hofstede (2001) gut anhand dieser I-C-Dimension voneinander unterscheiden.

Kleinknecht, Dinnel, Hiruma und Harada (1997) finden in Individualismus versus Kollektivismus eine Dimension, mit deren Hilfe man soziale Ängstlichkeit in verschiedenen Kulturen untersuchen kann. Zum einen wurde und wird die I-C- Dimension bereits in zahlreichen Studien eingesetzt. Daher können die Ergebnisse der vorliegenden Studie mit anderen Ergebnissen in Beziehung gesetzt werden. Zudem scheint die Anwendung der I-C-Dimension auch sinnvoll zu sein, da jene Symptome der sozialen Ängstlichkeit, die in überwiegend kollektivistisch orientierten Kulturen auftreten, inhaltlich stärker mit der Gemeinschaft als mit den Bedürfnissen des Einzelnen zusammenhängen.

Mitglieder individualistischer und kollektivistischer Kulturen sind durch eine Reihe von Merkmalen gekennzeichnet.

Nach Hofstede (2001) sind Angehörige überwiegend individualistisch geprägter Kulturen vor allem durch hohe Autonomiewerte, der Betonung von Selbstständigkeit und eigener Ziele und Fähigkeiten gekennzeichnet. Als typisch individualistische Gesellschaften gelten nach Hofstede (2001) die USA, Australien und Nordwesteuropa.

Auch Triandis (2001) beschäftigt sich intensiv mit der I-C-Dimension. Nach Triandis (2001) beschreiben sich Angehörige aus individualistischen Kulturen als tendenziell unabhängiger von anderen Menschen als Personen aus kollektivistisch orientierten Ländern. Die eigene Selbstständigkeit gilt in individualistischen Kulturen als Schlüssel zur Zielerreichung. Nach Hofstede (2006) wird von jedem Einzelnen in individualistisch geprägten Kulturen erwartet, dass sich die betreffende Person um sich selbst und ihre Familie sorgt. Daher sind die sozialen Bindungen unter den Mitgliedern individualistischer Kulturen verglichen mit jenen kollektivistischer Kulturen weniger stabil.

Werte in kollektivistischen Kulturen entsprechen vor allem der Einhaltung der Gruppennormen und der Unterordnung persönlicher Ziele (Hofstede, 2001). In kollektivistischen Kulturen bestehen starke Verbindungen unter den Angehörigen einer sozialen Gruppe. Eigene Ziele und Wünsche werden zu Gunsten der Einhaltung von Gruppennormen unterdrückt. Nach Hofstede (2006) gibt eine kollektivistisch geprägte Gruppe ihren Mitgliedern Sicherheit und verlangt von ihnen im Gegenzug dafür bedingungslose Loyalität.

Verfahren zur Erfassung des I-C-Wertes einzelner Länder werden von Triandis (1995) und von Hofstede (2001) entwickelt.

Triandis (1995) bewertet 41 Länder anhand der I-C-Dimension. Je höher der Lebensstandard von Personen in einem Land ist, umso höhere Individualismuswerte werden für das jeweilige Land angenommen.

Hofstede entwickelt in den 60er und 70er Jahren mit dem „Value Survey Module“ ein Verfahren, mit dessen Hilfe Personen aus unterschiedlichen Kulturen anhand der I-C-Dimension miteinander verglichen werden können (Hofstede, 1978).

Österreich besitzt zum Beispiel einen Wert von 55, China einen Wert von 20 (Pilz, 2008).

Nach Hofstede (2001) befindet sich Österreich somit im mittleren Bereich, während China als überwiegend kollektivistisch orientiert gilt. Japan befindet sich mit einem Wert von 46 im mittleren Bereich. Neben China gilt auch Südkorea mit einem Wert von 18 als ein Land mit einer stark kollektivistisch orientierten Kultur (Pilz, 2008).

Da Kulturen auf individueller und kollektiver Ebene betrachtet werden können, kann auch die I-C-Dimension auf der Ebene des Individuums und auf Ebene der Gesellschaft erhoben werden.

Nach Triandis (1995) kann eine sinnvolle Unterscheidung zwischen einer kulturellen Norm und einem kulturell bedingtem Selbst erfolgen. Zum kulturell bedingten Selbst zählt das individualistische Selbstbild. Personen mit einem stark ausgeprägten „independent self“ betrachten sich selbst als weitgehend von anderen unabhängig. Angehörige individualistischer Kulturen verfügen meist über ein stark ausgeprägtes unabhängiges Selbstbild.

Bei Personen mit einem stärker ausgeprägten kollektivistischen Selbstbild haben zwischenmenschliche Beziehungen für das eigene Selbstbild eine größere Bedeutung. Laut dem Autor überwiegt das „interdependent self“ oder kollektivistisch orientierte Selbstbild in kollektivistischen Kulturen.

Allerdings stimmt das kulturelle Selbstbild nicht immer mit der kulturellen Norm überein (Triandis, 1995). Daher müssen Individualismus und Kollektivismus immer auf der Ebene

des Selbstbildes und auf der Ebene der Gesellschaft betrachtet werden, um mögliche kulturelle Unterschiede feststellen zu können.

In individualistischen Ländern bestimmt die eigene Einstellung stärker das Verhalten als die Normen. Mitglieder individualistisch geprägte Länder sind verglichen mit Mitgliedern aus kollektivistisch orientierten Ländern meist toleranter gegenüber Personen, die nicht versuchen, durch ihr Verhalten kulturellen Normen zu entsprechen.

In der Studie von Hsu (2004) werden bei Chinesen signifikant höhere I-Werte im kulturellen Selbstbild gefunden als bei Koreanern. Zudem werden in der Studie Ostasiaten und Europäer in Nordamerika getestet.

Hsu (2004) findet dabei heraus, dass die vorherrschenden kulturellen Werte in der jeweiligen Gruppe (wahrgenommene kulturelle Norm) mit dem kulturellen Selbstbild dann am ehesten übereinstimmen, wenn sich Personen in ihrer eigenen Gruppe aufhalten. Je länger der Aufenthalt in einem Land mit neuer Kultur dauert, umso stärker verändert sich das kulturelle Selbstbild dahingehend.

Darüber hinaus weist die Datenanalyse darauf, dass Ostasiaten und Europäer ähnlich hohe Individualismuswerte im kulturellen Selbstbild haben. Die wahrgenommenen kulturellen Werte hingegen sind wie zu erwarten bei den Ostasiaten verstärkt kollektivistisch und bei Europäern überwiegend individualistisch ausgeprägt. Bei den japanischen und koreanischen Migranten stimmt das kulturelle Selbstbild mit den kulturellen Werten stärker überein. Beide sind überwiegend kollektivistisch ausgeprägt.

In einigen Studien werden bei Chinesen hohe Werte im unabhängigen Selbst (Triandis, 1995; Hsu, 2004; Heinrichs, 2006; Nachtweih et al., 2009) in anderen Studien hohe Kollektivismuswerte im kulturellen Selbst (Hofstede, 2001, 2006) gefunden. Mögliche Ursachen für die unterschiedlichen Ergebnisse können an der Globalisierung und zunehmenden Informationstechnologisierung der letzten zwei Jahrzehnte liegen. Auf Grund dieser Phänomene haben Chinesen verstärkt mit beiden Kulturen zu tun (Hsu, 2004).

Zu diesem Ergebnis kommt auch eine Studie von Heinrichs (2006), in welcher bei Universitätsstudenten verglichen mit anderen sozialen Gruppen verstärkt individuelle Einstellungen gefunden werden.

Nachtweih et al. (2009) findet in ihrer Studie heraus, dass bei den auf Grund ihrer Gruppe als kollektivistisch eingestuften Zuwandererpopulationen auf persönlicher Ebene hohe

Individualismuswerte vorliegen. Zuwandererpopulationen aus überwiegend individualistisch orientierten Gesellschaften haben hingegen auch ein stark ausgeprägtes individualistisches Selbstbild. Laut den Autoren (2009) entstehen individualistische Kollektivisten mit hoher Wahrscheinlichkeit auf Grund des Zusammentreffens mit der neuen Umgebung. Dieser Kontakt mit der neuen Kultur beeinflusst Wertvorstellungen, Lebensstile und ästhetische Vorlieben stärker als die Gruppe (Nachtweih et al., 2009).

1.4.1 Vor- und Nachteile der I-C-Dimension

Die I-C- Klassifikation nach Hofstede (2006) ist auf die jeweilige Gruppe bezogen. Innerhalb einer Gruppe gibt es allerdings sehr viele Subkulturen.

Inwieweit die jeweilige Klassifizierung daher auch auf bestimmte Gruppen zutrifft, ist fraglich. Dieses Problem gilt jedoch für alle Dimensionen, welche herangezogen werden, um mögliche kulturelle Unterschiede zu untersuchen. Um kulturelle Vergleiche anstellen zu können, müssen bestimmte sinnvolle Kriterien festgelegt werden. Erfolgt ein kultureller Vergleich allerdings anhand solcher Kriterien, wie zum Beispiel bei der Betrachtung möglicher kultureller Unterschiede in der sozialen Ängstlichkeit, dann geht sehr viel Information über die Eigenheiten verschiedener Kulturen verloren. Anders wäre eine wissenschaftliche Untersuchung allerdings nicht möglich.

Für die I-C-Dimension spricht unter anderem, dass sie in zahlreichen Studien verwendet wird. Zudem handelt es sich dabei um eine theoretisch fundierte wissenschaftliche Methode, um Länder miteinander zu vergleichen.

Nach Hofstede (2001) können neben der I-C-Dimension auch die Machtdistanz, das Ausmaß an Unsicherheitsvermeidung, Maskulinität und die langfristige versus kurzfristige Orientierung herangezogen werden, um Kulturen miteinander zu vergleichen. Bei der Machtdistanz handelt es sich dabei um das Ausmaß an Akzeptanz größerer Machtunterschiede. Das Ausmaß an Unsicherheitsvermeidung entspricht dem Widerstand gegenüber Veränderungen und die Maskulinitätswerte geben an, wie stark Mitglieder einer Kultur an traditionellen männlichen Geschlechterrollen festhalten.

Nach Dinnel (2002) sind kulturelle I-C-Werte schwer anhand weniger Sätze in einem Fragebogen zu erfassen.

Die I-C-Dimension basiert zudem auf einer statischen und nicht auf einer dynamischen Vorstellung über den Kulturbegriff. Laut Dinnel (2002) nimmt das Ausmaß an Vernetztheit

zwischen den Kulturen ständig zu. Ursachen dafür sind eine Zunahme an Informationstechnologien und ein immer intensiver werdender Informationsaustausch zwischen den Kulturen. Daher gelten traditionelle Theorien über Kulturen und die damit einhergehende alleinige Erhebung der Dimension Individualismus versus Kollektivismus als nicht zeitgemäß.

Bei Individualismus versus Kollektivismus handelt es sich laut Triandis (1995) um keine eindimensionale Dimension da Personen sowohl über hohe Individualismus- und gleichzeitig hohe Kollektivismuswerte verfügen können. Trotzdem werden Individualismus und Kollektivismus meist als Gegenpole verwendet (Triandis, 1995).

Darüber hinaus korrelieren hohe Individualismuswerte und der Wohlstand eines Landes gemessen am Bruttoinlandsprodukt stark miteinander. Auch besitzen größere und komplexere Gesellschaften meist eine überwiegend individualistisch orientierte Kultur (Triandis, 1995).

Wohlstand hängt mit Überfluss, einer Zunahme an Massenmedien und steigender Modernisierung zusammen. Triandis (1995) sieht darin mögliche Ursachen für eine überwiegend individualistisch orientierte Gesellschaft. Er hält es für möglich, dass durch die Modernisierung kulturelle Unterschiede in Zukunft immer mehr verschwinden werden.

Möglicherweise spiegelt die I-C-Dimension daher stärker das Ausmaß an Modernisierung und weniger die kulturellen Unterschiede zwischen Ländern wider.

Zudem lassen sich individuelle Ausprägungen auf der I-C-Dimension auch experimentell manipulieren. Nach Triandis (1995) wird auch dadurch gezeigt, dass die I-C-Werte nicht nur Ausdruck einer Kultur sind.

Selbst wenn sich mit Hilfe der I-C-Dimension kulturelle Unterschiede erheben lassen können, ist es nicht möglich, bestimmte Länder alleine anhand eines I-C-Wertes zu beurteilen.

In einer Studie von Nachtweih et al. (1999) sollen Personen aus unterschiedlichen Ländern anhand der I-C-Dimension nach Hofstede beurteilt werden. Einige Länder können dabei nicht nach den I-C-Kriterien bewertet werden, weil sie durch viele Kulturen gleichzeitig geprägt

sind oder eine sehr heterogene Bevölkerung mit einer recht jungen Geschichte beherbergen und daher eine Bewertung anhand der I-C-Dimension nicht möglich ist.

Auch die Stichprobengröße hat Einfluss auf die Beurteilung mittels I-C-Dimension.

Besonders in kleinen Stichproben sind die Mitglieder einer Kultur in ihren kulturellen Werten häufig sehr heterogen. Eine Klassifikation durch einen einzigen Wert auf der I-C-Dimension ist daher meist nicht möglich. Daher ist es wichtig, ausreichend viele Personen, stellvertretend für verschiedene Kulturen, zu testen (Nachtweih et al., 2009).

In den meisten Studien werden Länder dann als kollektivistisch eingestuft, wenn sie einen Wert bis 50 erhielten. Einen Wert über 50 entspricht einer überwiegend individualistisch orientierten kulturellen Ausprägung (Nachtweih et al., 2009). Unabhängig von der Frage, ob es sich bei Individualismus und Kollektivismus um Gegenpole handelt, bleibt es unklar, ab welchem Wert eine Zuordnung zu einer der beiden Gruppen inhaltlich sinnvoll ist. Zwischen Individualismus und Kollektivismus eine mittlere Kategorie anzunehmen, kann daher zielführend sein.

2 Soziale Ängstlichkeit

2.1. Definition der sozialen Phobie

Entsprechend der DSM-IV Kriterien (Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders; deutsche Version; Saß, Wittchen, Zaudig & Houben, 1998) zeichnet sich die soziale Phobie durch eine andauernde Angst vor sozialen Situationen oder Leistungssituationen aus. In diesen Situationen ist die betreffende Person mit Personen außerhalb der Familie konfrontiert oder hat das Gefühl, beobachtet zu werden.

Personen mit der Diagnose einer sozialen Phobie sind sich dessen bewusst, dass ihre Reaktion in keinem rationalen Verhältnis zur eigentlichen Bedrohlichkeit der Situation steht.

Die soziale Situation wird mit intensiver Angst oder Distress erlebt.

Auf Grund der Angst kommt es zu einer Beeinträchtigung von Routinetätigkeiten, sozialen Aktivitäten, Beziehungen und der eigenen Leistungsfähigkeit.

Den DSM-IV Kriterien zufolge wird die generalisierte soziale Phobie diagnostiziert. Ein nicht generalisierter Subtyp der sozialen Phobie, in der die betroffene Person soziale Ängste vor ein oder zwei Situationen angibt, existiert demnach nicht. Daher wird immer dann, wenn soziale Ängste sich auf einige wenigen Situationen beziehen, von sozialer Ängstlichkeit und nicht von sozialer Phobie nach DSM-IV gesprochen und von einem Kontinuum, welches von der sozialen Ängstlichkeit in nicht klinischem Ausmaß bis zur sozialen Phobie mit klinischem Ausmaß reicht, ausgegangen.

Nach den ICD-10 Kriterien (International Classification of Diseases, Dilling, Mombour, 2011) dürfen die Symptome einer sozialen Phobie nicht die Folge kulturell akzeptierter Anschauungen sein, um diagnostiziert zu werden.

Die soziale Phobie tritt in bestimmten sozialen Situationen auf. Betroffene vermeiden nach Möglichkeit diese Situationen. Psychischen Störungen, die einige Ähnlichkeiten zur sozialen Phobie aufweisen wie depressive Störungen, Panikattacken und die Agoraphobie, müssen ausgeschlossen werden, um eine soziale Phobie diagnostizieren zu können.

Die Kriterien, welche zur Diagnose der sozialen Phobie herangezogen werden, unterscheiden sich nur in einigen Punkten voneinander. Entsprechend der ICD-10 Kriterien stellt das

Sprechen vor Publikum keine typische Angst auslösende Situation dar. Die Angst, von anderen Personen negativ bewertet zu werden, tritt nur in kleinen Gruppen auf. Die körperlichen Symptome, welche während der sozialen Phobie auftreten, sind für eine Diagnose nach den ICD-10 Kriterien bedeutsam. Nach den DSM-IV Kriterien spielen die körperlichen Symptome wie Übelkeit und Zittern bei der Diagnose einer Panikattacke eine bedeutende Rolle, nicht aber bei der sozialen Phobie.

Bei einigen Personen mit sozialer Phobie kommt es nach anscheinend erfolgreicher Behandlung zu einem Wiederauftreten der Symptome (Wittchen, 2000). Insgesamt kommt ein erneutes Auftreten der Symptome bei einer sozialen Phobie verglichen mit dem wiederholten Auftreten der Symptome aller anderen Formen einer Angststörung am seltensten vor. Durch welche spezifischen Ereignisse das mehrmalige Auftreten der sozialen Phobie begünstigt wird, bleibt bislang unklar (Wittchen, 2000).

Merkmale der sozialen Ängstlichkeit

Ängste gehören zu den weltweit am häufigsten vorkommenden psychischen Störungen (Draguns & Tanaka-Matsumi, 2003). Viele epidemiologische Studien zeigen, dass es sich bei der sozialen Phobie um die häufigste Angststörung handelt (Filho et al., 2009).

In unterschiedlichen Kulturen treten verschiedene Formen der sozialen Ängstlichkeit auf. Es ist wahrscheinlich, dass es viele kulturell beeinflusste Formen sozialer Ängstlichkeit gibt, die nicht immer richtig diagnostiziert werden (Dinnel, Kleinknecht & Tanaka-Matsumi, 2002).

In Zusammenhang mit sozialer Ängstlichkeit wird auch von Schüchternheit gesprochen. Von Vorteil ist es, neben dem Verhalten einer sozial ängstlichen Person das Erleben mittels Selbsteinschätzungsfragebogen mitzuerfassen, da Erleben und Verhalten nicht übereinstimmen müssen (Stöckli, 2004).

Will man herausfinden, ob soziale Ängstlichkeit kulturell beeinflusst wird und eine Sonderstellung unter den Angststörungen einnimmt, dann ist dabei mitzubedenken, dass die soziale Phobie und andere Formen der Angststörung nicht ganz unabhängig voneinander zu erfassen sind. Eine Form der Angststörung zu finden, welche in ihren Symptomen völlig unabhängig von der sozialen Phobie existiert, ist kaum möglich. Sich Sorgen zu machen, tritt zum Beispiel bei fast allen Angststörungen auf (Nachtweih et al.,

2009). Jedoch gibt es auch zahlreiche Symptome, die nur bei einer ganz spezifischen Form der Angststörung auftreten und eine klare Abgrenzung damit möglich machen.

Nach Saile und Kison (2002) können soziale Unsicherheiten in Situationen hervorgerufen werden, in denen kognitive, emotionale oder motivationale Aspekte im Vordergrund stehen. Daher sollten bei der Erhebung Fragebögen eingesetzt werden, in denen drei unterschiedliche Situationen welche die kognitiven, emotionalen und motivationalen Aspekte der sozialen Unsicherheit betreffen, mit berücksichtigt werden. Kognitive Aspekte betreffen zum Beispiel das Durchsetzen eigener Ansprüche oder auch emotionale Aspekte hinsichtlich Kontaktaufnahme. Um motivationale Aspekte der sozialen Unsicherheit zu erfassen, kann zum Beispiel gefragt werden, wie die betreffende Person in der jeweiligen Situation handeln würde.

2.2 Ursachen der sozialen Ängstlichkeit

Ursachen für die Entstehung einer sozialen Ängstlichkeit sind zum Teil kulturabhängig. Nach Fydrich (2002) erhöht ein Mangel an sozialer Kompetenz die Wahrscheinlichkeit für die Entwicklung einer sozialen Phobie. Die soziale Kompetenz wird von der individuellen Lerngeschichte einer Person mitbeeinflusst. In der individuellen Lerngeschichte gibt es kulturell bedingte Unterschiede. Dadurch kann erklärt werden, warum die soziale Ängstlichkeit in verschiedenen Kulturen zum Teil unterschiedliche Ausprägungen annimmt.

2.2.1 Kognitives Modell der sozialen Phobie nach Beck

Nach Beck, Emery und Greenberg (1985) kann es auf Grund von dysfunktionalen kognitiven Schemata zu einer Entwicklung der sozialen Phobie kommen. Dysfunktionale kognitive Schemata beinhalten ungünstige Überzeugungen. Diese Überzeugungen entsprechen einem negativen Selbstbild. Zudem wird die Annahme vertreten, andere Personen haben eine sehr kritische Einstellung gegenüber einem selbst. Die Bewertung durch andere wird dabei sehr ernst genommen. Solche Überzeugungen werden im Kindesalter entwickelt und entstehen, wenn Personen mit sozialen Situationen konfrontiert werden, in denen die bis dahin erworbenen sozialen Kompetenzen es nicht ermöglichen, darauf entsprechend zu reagieren.

Soziale Situationen, die überfordern, treten meist im Rahmen von Entwicklungsübergängen auf. In diesen Situationen kann es leicht zu Überforderungen auf Grund zu hoher Erwartungen seitens der sozialen Umwelt kommen. Bei sozial ängstlichen Personen werden wegen der Überforderung soziale Situationen als belastend erlebt. Das kann zur Entwicklung dysfunktionaler kognitiver Schemata führen. Kognitive dysfunktionale Schemata beinhalten negative Überzeugungen über die eigene Fähigkeit. Indem ungünstige Überzeugungen in sozialen Situationen bestätigt werden, bleiben sie aufrecht und können im Jugend- und frühen Erwachsenenalter zur Entwicklung der sozialen Phobie führen.

Den Autoren zufolge können negative kognitive Schemata trotz der Zunahme an sozialen Erfahrungen und der Entwicklung sozialer Kompetenzen bestehen bleiben. Mit den negativen kognitiven Schemata dauert auch die soziale Phobie an.

Die Angst, von anderen Menschen negativ bewertet zu werden, geht mit physiologischen Symptomen wie Zittern und Erröten einher. Die Interpretation dieser Symptome führt bei sozial ängstlichen Personen zur Annahme, dass die soziale Situation zu Recht als bedrohlich eingestuft wird. Zudem wird vermutet, dass die Umwelt auf diese Symptome mit Ablehnung, Erniedrigung und negativer Bewertung reagiert. Bei dieser Vermutung handelt es sich um eine konditionelle Annahme. Eine nicht konditionelle Annahme hingegen entspricht z. B. der Überzeugung, unfähig zu sein. Auf Grund solcher Annahmen werden soziale Situationen vermieden, neue Verhaltensweisen im Umgang mit sozialen Situationen können nicht gelernt werden und es kommt zu keiner Verbesserung der Symptome der sozialen Phobie. Sozial ängstliche Personen konzentrieren sich verstärkt auf die eigene Angst. Die Wahrnehmung sozialer Reize der sozialen Umgebung ist daher kaum möglich und die Überzeugung wird bestärkt, von anderen gemieden zu werden.

Des Weiteren tragen auch hohe Anforderungen, die sozial ängstliche Personen an sich selbst stellen, zu einer Aufrechterhaltung der Störung bei. Sozial ängstliche Personen legen häufig großen Wert darauf, ihre soziale Rolle nach genau festgelegten Regeln zu erfüllen. Bei Nichteinhaltung sehen sie sich als nicht liebenswert an (Beck et al., 1985).

Das kognitive Modell von Beck et al. (1985) wird durch eine Reihe empirischer Studien belegt.

Winton et al. (1995) untersuchen, ob sozial ängstliche Personen auf negative Emotionen verstärkt reagieren. Sozial ängstliche Personen und Personen ohne soziale Ängstlichkeit bekommen dabei positive, neutrale und negative Gesichtsausdrücke für eine Dauer von 60 ms gezeigt. Personen mit hoher sozialer Ängstlichkeit schätzen die Gesichter insgesamt

bedrohlicher ein, ohne die jeweilige Emotion auf Grund der kurzen Darbietung korrekt identifizieren zu können.

In einer Studie von Foa et al. (1996) befürchten sozial ängstliche Personen verstärkt, dass soziale Situationen mit hoher Wahrscheinlichkeit mit negativen Konsequenzen verbunden sind. Personen ohne soziale Ängstlichkeit haben diese Befürchtung nicht. Das Ergebnis stimmt daher mit der Annahme vorhandener dysfunktionaler kognitiver Schemata, entsprechend der Theorie von Beck et al. (1985) überein.

Zu ähnlichen Ergebnissen kommt eine Studie von Amin et al. (1998). Personen mit generalisierter sozialer Phobie sollen dabei emotional uneindeutige Situationen mit sozialem und ohne sozialen Inhalt bewerten. Die jeweilige Situation kann neutral, positiv oder negativ eingeschätzt werden. Sozial ängstliche Personen sollen auch einschätzen, wie eine andere Person die jeweilige Situation ihrer Meinung nach typischerweise bewerten würde. Sozial ängstliche Personen bewerten Situationen mit sozialem Inhalt negativer als wenig sozial ängstliche Personen. Situationen ohne sozialen Inhalt werden nicht negativer bewertet. Eine negative Bewertung sozialer Situationen findet vor allem dann durch sozial ängstliche Personen statt, wenn die Situation aus ihrer Sicht bewertet wird.

Um zu überprüfen, ob sozial ängstliche Personen ihre Leistung in sozialen Situationen im Vergleich zu neutralen Beobachtern tatsächlich negativer einschätzen, führen Rapee et al. (1996) eine Studie durch. Dabei bekommen sozial ängstliche Personen ein Video gezeigt, in dem sie sich in einer zuvor aufgenommenen sozialen Leistungssituation befinden. Die eigene Leistung wird beurteilt und mit der Beurteilung eines neutralen Beobachters verglichen. Die Bewertung der Leistung stimmt mit jener des neutralen Beobachters dabei stärker überein, wenn sozial ängstliche Personen das Video gezeigt wird. Als Ursache für dieses Ergebnis nehmen die Autoren an, dass die negative Selbstbeurteilung sozial ängstlicher Personen stärker von jenen Inhalten, welche im Langzeitgedächtnis gespeichert werden, abhängig ist.

Alden et al. (1995) überprüfen, ob, wie in der Theorie von Beck vermutet, eine Rückmeldung von sozial ängstlichen Personen negativer bewertet wird. Im Rahmen der Studie interagiert daher ein Assistent des Versuchsleiters in einer sozialen Leistungssituation mit sozial ängstlichen und sozial unängstlichen Personen und gibt je nach Bedingung eine positive oder neutrale Rückmeldung ab. Es zeigt sich, dass sozial ängstliche Personen unabhängig von der gegebenen Rückmeldung ihr Verhalten negativ beurteilen, während die Bewertung des eigenen Verhaltens bei sozial unängstlichen Personen von der gegebenen Rückmeldung abhängt. Zudem wird der Assistent des Versuchsleiters von sozial ängstlichen Personen in beiden Bedingungen positiver bewertet.

In einer Studie von Hope et al. (1990) wird mittels „Stroop-Dot-Aufgabe“ gezeigt, dass bedrohliche soziale Stimuli von sozial ängstlichen Personen leichter erkannt werden. Dabei werden sozial bedrohliche Wörter zusammen mit neutralen und positiven Wörtern dargeboten. Beim Benennen der Farben kommt es bei sozial bedrohlichen Wörtern zu längeren Reaktionszeiten und häufigeren Fehlern.

In einer Studie von Mogg et al. (1987) wird mittels impliziten Test geprüft, ob sozial ängstliche Personen negative Reize verglichen mit positiven und neutralen Reizen schneller wahrnehmen. Dies wird überprüft, da entsprechend der Theorie von Beck et al. (1985) davon ausgegangen wird, dass sozial bedrohliche Reize nicht nur erhöhte Aufmerksamkeit erzeugen, sondern auch schneller wahrgenommen werden. Beim impliziten Test werden positive, neutrale und sozial bedrohliche Wörter gelernt. In Anschluss sollen die Wörter in einer Liste wiedererkannt werden. Entgegen den Erwartungen werden negative soziale Reize im Wort-Identifikations-Test nicht leichter wiedererkannt. Zu ähnlichen Ergebnissen kommen Lundh et al. (1996) und Cloitre et al. (1996). Der sog. „Memory Bias-Effekt“ kann in Zusammenhang mit bedrohlicher sozialer Information daher nicht festgestellt werden.

2.2.2 Kognitives Modell der sozialen Phobie nach Clark und Wells

Sozial ängstliche Personen können auf Dauer soziale Situationen nicht vermeiden. Betroffene machen daher neue Lernerfahrungen, welche zu einer Korrektur negativer dysfunktionaler kognitiver Schemata führen sollten. Damit müssten sich die Symptome der sozialen Ängstlichkeit dann auch reduzieren. Laut Theorie nach Beck et al. (1985) bleiben jedoch soziale Ängste und die dysfunktionalen kognitiven Schemata bestehen. Um zu klären, warum soziale Phobien ohne Therapie meist andauern, entwickeln Clark und Wells (1995) das kognitive Modell der sozialen Phobie, indem sie das Modell von Beck et al. (1985) weiterentwickeln. Auch Clark und Wells (1995) gehen davon aus, dass die soziale Phobie durch dysfunktionale kognitive Schemata, welche in der Kindheit entwickelt werden und negative Gedanken über die eigene Person beinhalten, ausgelöst wird.

Laut Clark und Wells (1995) müsste es selbst dann zu einer Veränderung der dysfunktionalen kognitiven Schemata und einer Verbesserung der Symptome der sozialen Phobie kommen, wenn die bedrohliche Situation nur unter großer Angst ertragen wird. Jede Form von Konfrontation müsste im Laufe der Zeit zu einer Veränderung dysfunktionaler kognitiver Schemata führen.

Als Ursache für das Bestehen dysfunktionaler Schemata werden von den Autoren daher Fehler im Informationsverarbeitungsprozess angenommen. Bei sozial ängstlichen Personen wird, auf Grund der negativen kognitiven Schemata, eine Situation fälschlicherweise als bedrohlich bewertet. Dysfunktionale kognitive Schemata führen dazu, dass sozial ängstliche Personen Angst davor haben, sich in sozialen Situationen nicht entsprechend zu verhalten. Diese Angst wiederum beeinflusst die Vorstellung, wie man sich passend zu verhalten hat. Daraus entstehen zu hohe Erwartungen an sich selbst. So haben sozial ängstliche Personen zum Beispiel Angst davor, nicht von allen gemocht zu werden.

Laut dem Modell führen negative Gedanken über die eigene Person zu drei unterschiedlichen Verhaltensweisen, welche eingesetzt werden, um die Bedrohung, welche von sozialen Situationen ausgeht, zu verringern oder zu reduzieren.

Indem Sicherheitsverhaltensweisen gezeigt werden und die Aufmerksamkeit auf die eigenen Angstsymptome gelenkt wird, bzw. es zu antizipatorischen und nachträglichen Informationsverarbeitungsprozessen kommt, soll die Bedrohlichkeit sozialer Situationen reduziert werden. Alle drei Strategien sind nicht erfolgreich und tragen zu einer Aufrechterhaltung der sozialen Phobie bei.

Mit Hilfe von Sicherheitsverhaltensweisen wird versucht, sich auf eine bedrohliche Situation vorzubereiten, indem das Verhalten in sozialen Situationen möglichst so geplant wird, dass keine negative Bewertung stattfindet. Kommt es in Situationen, in denen Sicherheitsverhaltensweisen gezeigt werden, aus Sicht der sozial ängstlichen Personen zu keiner negativen Bewertung, dann wird diese Strategie weiterhin zur erfolgreichen Angstbewältigung eingesetzt. Die Angst bleibt jedoch bestehen und muss weiterhin bewältigt werden, weil die Person nicht zur Einsicht kommt, dass die soziale Situation fälschlicherweise als bedrohlich eingeschätzt wird.

Dieser Aspekt der Theorie von Wells und Kollegen (1995) wird anhand einer Studie von Clark und Ehlers (2006) geprüft. Clark und Ehlers (2006) finden heraus, dass jene sozial ängstlichen Personen, die ihre Sicherheitsverhaltensweisen während eines Referates reduzieren, über vergleichsweise geringere soziale Ängstlichkeitswerte verfügen.

Die Lenkung der Aufmerksamkeit auf die Symptome der eigenen Ängstlichkeit führt ebenfalls zu einer Aufrechterhaltung der sozialen Phobie. Sozial ängstliche Personen richten ihre Aufmerksamkeit z. B. auf ihre Hände, um ein Zittern zu verhindern oder zu unterdrücken, da dies als extrem unangenehm erlebt wird. Da die Aufmerksamkeit auf diesen unangenehmen Aspekt gerichtet ist, wird davon ausgegangen, dass die zitternden Hände von anderen ebenfalls als extrem negativ bewertet werden.

Auch hat die verstärkt auf sich gerichtete Aufmerksamkeit den Nachteil, dass soziale Hinweisreize häufig übersehen werden, weshalb auf sie nicht entsprechend reagiert werden kann. Dadurch erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, sich inadäquat zu verhalten, wodurch soziale Ängste bestätigt werden.

Vorausschauende und nachträgliche Informationsverarbeitungsprozesse führen ebenfalls zu zeitlich stabilen sozialen Phobien. Sowohl vor als auch nach einer sozial bedrohlichen Situation kommt es zu fehlerhaften Informationsverarbeitungsprozessen.

Antizipatorische Verarbeitungsprozesse finden statt, wenn sich Personen mit den möglichen zukünftigen Gefahren sozialer Situationen auseinandersetzen. Soziale Ängste mit verstärkter auf sich selbst gerichteter Aufmerksamkeit entstehen dadurch bereits, bevor eine soziale Interaktion stattfindet.

Hinrichsen und Clark (2003) überprüfen den Einfluss von Informationsverarbeitungsprozessen auf die soziale Phobie im Modell von Clark und Wells (1995), indem sie sozial ängstliche Personen mit weniger sozial ängstlichen Personen vergleichen. Beide Gruppen sollen eine freie Rede vor Publikum halten. Sozial ängstliche Personen haben bereits vor der Rede eine höhere antizipatorische Angst. Während dem Halten der Rede ist die Angst ebenfalls erhöht. Den Autoren nach führen verzerrte Verarbeitungsprozesse zu einem stärkeren Angsterleben und hoher Selbstaufmerksamkeit und damit zu einer verzerrten, deutlich negativeren Verarbeitung vergangener Situationen.

Abbott und Rapee (2004) untersuchen, wie sozial ängstliche Personen verglichen mit weniger sozial ängstlichen Personen eine sozial bedrohliche Situation (eine freie Rede halten) nach einer Woche bewerten. Sie finden heraus, dass sozial ängstliche Personen die Situation eine Woche danach als gleich negativ wie in der Situation bewerten. Wenig sozial ängstliche Personen bewerten diese Situation eine Woche danach bereits als positiv.

Nach Stangier et al. (2003) handelt es sich beim Modell von Clark und Wells (1995) um einen weit verbreiteten und erfolgreichen Ansatz zur Erklärung der Entstehung sozialer Phobien. Auf Basis des Modells wird eine für soziale Phobien spezifische kognitiv-verhaltenstherapeutische Behandlung abgeleitet. Die kognitive Verhaltenstherapie wird häufig und erfolgreich eingesetzt. In der Behandlung kommt es im Rahmen von Rollenspielen und in sozialen Situationen, die als bedrohlich erlebt werden, zu einer Veränderung der kognitiven Schemata und einer Verbesserung dysfunktionaler Informationsverarbeitungsstrategien. Indem mit der sozial ängstlichen Person Strategien zur Überprüfung negativer Gedanken und Überzeugungen erarbeitet werden, können negative dysfunktionale Informationsverarbeitungsstrategien verbessert werden. Nach erfolgreicher Behandlung werden Sicherheitsverhaltensweisen abgebaut, es kommt zu einer Verlagerung der Aufmerksamkeitslenkung nach außen, die antizipatorische und nachträgliche Verarbeitung verbessert sich und eine Korrektur negativer Grundüberzeugungen findet statt.

2.3 Kulturspezifische Formen der sozialen Ängstlichkeit

Eine kulturspezifische Form der sozialen Phobie besitzt die japanische Bezeichnung *taijin kyofusho* (TKS). Die von dieser Variante der sozialen Phobie betroffenen Personen sorgen sich verstärkt darum, in sozialen Situationen bei anderen Personen, das Gefühl von Scham oder Beleidigung hervorzurufen, weil sie zum Beispiel erröten, schlecht riechen oder alleinig auf Grund ihrer körperlichen Erscheinung.

Die japanische Literatur unterscheidet zwei Arten von TKS. Bei einer Form handelt es sich um eine egozentrische Variante der sozialen Phobie. Davon betroffene Personen fürchten sich davor, sozial ausgegrenzt zu werden, ähnlich wie es bei der sozialen Phobie, welche mittels DSM-IV Kriterien erfasst wird, der Fall ist (Kleinknecht et al., 1997). In der anderen Variante von TKS hat die betroffene Person Angst davor, andere zu blamieren (Dinnel et al., 2002).

Nach Stein (2009) wird TKS als Angst vor zwischenmenschlichen Beziehungen beschrieben. TKS und die soziale Phobie treten typischerweise nicht bei Anwesenheit von Familienangehörigen, engen Freunden und völlig fremden Personen auf. TKS wird ursprünglich von Shoma Morita, einem Psychiater der unter Kraepelin studiert hat, beschrieben. TKS wird in Japan seit 1930 diagnostiziert und bei ca. 8 Prozent der japanischen

Bevölkerung diagnostiziert. Von TKS Betroffene sind meistens männlich, wobei der Anteil an Frauen steigt.

2.3.1 Merkmale der TKS und der sozialen Phobie

In einer Studie von Stein (2009) werden die Merkmale von TKS mit jenen der sozialen Phobie verglichen.

Obwohl es viele Gemeinsamkeiten bei den Symptomen der TKS und der sozialen Phobie gibt, sind einige Merkmale der TKS nur für diese Form der sozialen Ängstlichkeit typisch.

Unterschiede:

Von TKS betroffene Personen sind traurig darüber, dass eine andere Person nicht akzeptiert wird, von anderen gering geschätzt oder gemieden wird. Situationen, die dazu führen könnten, werden gemieden.

TKS und die soziale Phobie nach DSM-IV unterscheiden sich auch in einer erfolgreichen medikamentösen und psychotherapeutischen Behandlung voneinander. Zur Behandlung der TKS wird in der japanischen Kultur ursprünglich um 1910 Ruhe, soziale Isolation und das Führen eines Tagebuches empfohlen. Die Symptome konnten damit erfolgreich reduziert werden. Heute werden jedoch wie in der westlichen Gesellschaft überwiegend ambulant stattfindende Therapien durchgeführt. Auf die Symptome der sozialen Ängstlichkeit nach DSM-IV werden häufig Therapien eingesetzt, die einen aktiven Umgang mit der Störung im sozialen Kontext fördern. Benzodiazepine sind bei der Behandlung der TKS-Symptome weniger wirksam.

Gemeinsamkeiten:

Beide Formen der sozialen Ängstlichkeit gehen mit einer Angst vor sozialen Situationen und dem Vermeiden dieser Situationen einher.

Personen, bei denen das Vorliegen einer TKS diagnostiziert wird, leiden häufig auch an sozialer Ängstlichkeit.

Sowohl die soziale Phobie als auch TKS treten meist in der frühen Kindheit und im mittleren Jugendalter erstmals auf.

In einer Studie von Dinnel et al. (2002) werden die Symptome der sozialen Phobie und die Symptome der TKS miteinander korreliert und zeigen einen relativ starken, signifikanten Zusammenhang von $r = .67$, $p = .017$.

Auch Kirmayer (2001) kommt zu dem Ergebnis, dass TKS viele Symptome beinhaltet, die bei der sozialen Phobie, wie sie nach den DSM-IV Kriterien diagnostiziert wird, auch vorkommen.

2.6 Allgemeine Möglichkeiten zur Erfassung der sozialen Ängstlichkeit

Es gibt viele unterschiedliche Methoden, um das Vorliegen einer sozialen Ängstlichkeit zu erfassen.

In einer Studie von Stöckli (2004) wird gezeigt, dass sich anhand standardisierter Fremdeinschätzungsfragebögen die Symptome der sozialen Ängstlichkeit gut einschätzen lassen. In dieser Studie haben Lehrer und Schüler die Aufgabe, bestimmte Schüler bezüglich der Symptome der sozialen Phobie einzuschätzen. Lehrpersonen und Schüler schätzen das Ausmaß an sozialer Ängstlichkeit bei Schülern beiderlei Geschlechts in ihrer Klasse als ähnlich hoch ein.

Neben der Fremdeinschätzung gibt es zahlreiche Selbstbeurteilungsfragebögen zur Erfassung der sozialen Ängstlichkeit.

Nach Stöckli (2004) wird bei der sozialen Ängstlichkeit zwischen einer äußeren beobachtbaren und einer inneren subjektiv erlebbaren Dimension unterschieden. Die beobachtete und die selbst berichtete soziale Phobie korrelieren nicht notwendigerweise miteinander, da ein als sozial ängstlich eingestuftes Verhalten auch durch das jeweilige Temperament bedingt sein kann.

Die folgende Tabelle 1 liefert einen Überblick über aktuelle Selbsteinschätzungsfragebögen zur Erfassung der sozialen Phobie im deutschsprachigen Raum. Bei den ausgewählten Fragebögen handelt es sich um jene, die unabhängig von einem bestimmten Therapiekonzept entwickelt werden und über brauchbare psychometrische Eigenschaften verfügen. Tabelle 2 fasst die aktuellen Fremdeinschätzungsverfahren zusammen.

Tabelle 1: Selbstbeurteilungsfragebögen zur Erfassung der sozialen Phobie bei Erwachsenen im deutschsprachigen Raum

Selbsteinschätzungsfragebögen	Messintention und Itemanzahl
SIAS Soziale Interaktionsangst-Skala deutsche Version: (Stangier et al., 1999)	Angst davor, sich in sozialen Interaktionen zu blamieren oder negativ aufzufallen (20 Items)
SPAI Soziale-Phobie- Angst-Inventar deutsche Version: (Fydrich, 2002)	Körperliche Symptome wie Zittern, Verhaltensweisen wie Fluchtreaktionen (22 Items)
SPIN Social Phobia Inventory (Connor et al., 2000)	Ausmaß an Angst, Vermeidung und physiologischer Erregung (17 Items)
SPS Soziale Phobie-Skala deutsche Version: (Stangier et al., 1999)	Angst davor, in sozialen Situationen beobachtet oder negativ bewertet zu werden, ohne sozialer Interaktion (20 Items)
LSAS Liebowitz Social Anxiety Scale deutsche Version: (Liebowitz, 1987)	Ausmaß an Angst vor sozialen Situationen, Vermeidungsverhalten (24 Items)

Tabelle 2: Fremdbeurteilungsverfahren zur Erfassung der sozialen Phobie bei Erwachsenen im deutschsprachigen Raum

Fremdeinschätzungsverfahren	Messintention
CIDI Diagnoseinterview deutsche Version: (Wittchen & Pfister, 1997)	Die Angst vor sechs unterschiedlichen Situationen wird anhand mehrerer Beispiele pro Situation erfasst
SKID Fragebogen deutsche Version: (Wittchen et al. 1997)	Diagnose einer möglichen sozialen Phobie, Subtypen der sozialen Phobie, der Angst eigene Erwartungen nicht zu erfüllen, Vorliegen keiner Angst
BSPS-G Brief Social Phobia Scale deutsche Version: (Chaker et al., 2011)	Interview zur Erfassung sozialer Ängste unter Einbezug körperlicher Symptome

2.6.1 Mögliche Schwierigkeiten bei der Erfassung der sozialen Phobie

In einer Studie von Kleinmeier (2004) wird untersucht, inwieweit mittels *Fremdeinschätzung* das Vorliegen einer sozialen Phobie bei Personen mit nicht deutscher Muttersprache richtig erfasst werden kann.

In dieser Studie erfolgt deshalb die Diagnose von psychischen Störungen, darunter auch die soziale Phobie, bei Migranten in Deutschland, durch einen deutschstämmigen und einen türkischstämmigen Psychiater. Beide Psychiater unterscheiden sich in ihren Urteilen kaum voneinander, obwohl 69 Prozent der untersuchten Patienten über eher schlechte Deutschkenntnisse verfügen. 57 Prozent der Patienten weisen Angstsymptome auf. Kein Zusammenhang zwischen den Sprachkenntnissen und dem Auftreten einer Fehldiagnose wird berichtet (Kleinmeier et al., 2004).

Auch für *Selbstbeurteilungsfragebögen* zur Erfassung der sozialen Ängstlichkeit ergeben sich spezifische Probleme, welche sich von jenen anderer Verfahren unterscheiden. Diese Probleme werden im Anschluss anhand einiger Beispiele illustriert:

Ob hohe oder niedrige soziale Ängstlichkeitswerte in kulturvergleichenden Studien gefunden werden, hängt auch vom verwendeten Antwortformat in den eingesetzten Fragebögen zusammen.

Hsu (2004) findet heraus, dass in einigen Studien das Social Anxiety Diagnostic System (SADS) mit dichotomen und in anderen Studien mit mehrkategoriellem Antwortformat vorgegeben wird. Abhängig vom jeweiligen Antwortformat werden unterschiedliche soziale Ängstlichkeitswerte berichtet.

Neben der Fremd- und der Selbstbeurteilung ist die *Verhaltensbeobachtung* eine effektive Methode zur Erfassung der sozialen Ängstlichkeit. Dies kann in einer Studie von Beidel et al. (2006) gezeigt werden, wo die Reaktionen der lesenden Teilnehmer vor Publikum mittels Video aufgenommen und bezogen auf mögliche Symptome der sozialen Ängstlichkeit anhand von Merkmalslisten durch geschulte Rater die nicht wissen, ob bei den Personen zuvor eine soziale Phobie diagnostiziert wird, bewertet werden.

2.6.2 Kulturabhängige Verfälschbarkeit von sozialen Ängstlichkeitsfragebögen

Asnanni, Ritchey und Anthony (2010) können in ihrer Studie zeigen, dass Personen aus unterschiedlichen Kulturen sich in ihrer Bereitschaft unterscheiden, sich in Hinblick auf das Vorliegen möglicher Symptome einer psychischen Störung testen zu lassen. Unter den psychischen Störungen befindet sich auch die soziale Angststörung.

Werden psychische Störungen anhand bestimmter Diagnosekriterien erhoben, dann sind kaukasische Amerikaner verglichen mit afro-amerikanischen, lateinamerikanischen Amerikanern und asiatischen Amerikanern eher bereit, sich in Bezug auf ein mögliches Vorliegen der sozialen Ängstlichkeit, der generalisierten Angststörung und der Panikstörung sich diagnostizieren zu lassen (Asnanni et al., 2010). Asiatische Amerikaner wollen verglichen mit kaukasischen Amerikanern signifikant weniger häufig die Diagnose einer generalisierten Angststörung oder einer PTSD diagnostiziert bekommen, da ein Vorliegen dieser beiden Erkrankungen von ihnen als negativ beurteilt wird. Die genauen Ursachen für die negativere Bewertung werden dabei von den Autoren nicht erhoben.

Die Ergebnisse weisen darauf hin, dass Gruppe und Kultur bei der Diagnose einer Angststörung mit berücksichtigt werden müssen (Asnanni et al., 2010).

Weil asiatische Amerikaner, weniger häufig eine Angststörungsdiagnose erhalten wollen, kann erwartet werden, dass Personen aus dem ostasiatischen Raum bei der Beantwortung von sozialen Ängstlichkeitsfragebögen im Durchschnitt weniger bereit sind, entsprechende Symptome anzugeben.

In einer nordamerikanischen Studie von Hsu et al. (2008) werden 60 chinesische Studenten der ersten und der zweiten Generation und 60 europäische Studenten gleichen Alters mittels Selbsteinschätzungsfragebogen verglichen, um mögliche kulturelle Unterschiede in der Bereitschaft, Therapie zur Behandlung der sozialen Ängstlichkeit in Anspruch zu nehmen, zu untersuchen. In beiden Gruppen hängt die Therapiebereitschaft nicht vom Schweregrad der sozialen Ängstlichkeit und der Beeinträchtigung im Alltag ab. Chinesische Studenten der ersten Generation sind signifikant weniger zu therapeutischer Unterstützung bereit als europäische Studenten. Den Autoren zufolge hängt bei den chinesischen Studenten eine stärkere Identifikation mit der chinesischen Kultur mit geringerer Therapiebereitschaft zusammen, da die Inanspruchnahme von Psychotherapie stärker stigmatisiert wird.

3 Emotionserkennung

3.1 Allgemeine Theorien über mögliche kulturelle Unterschiede in der Emotionserkennung

Emotionen spielen in der Kommunikation eine wichtige Rolle. Die Fähigkeit, emotionale Gesichtsausdrücke richtig darstellen, wahrnehmen und interpretieren zu können, hat einen starken Einfluss auf die Qualität zwischenmenschlicher Beziehungen. Es gibt unterschiedliche Theorien darüber, wie stark sich Kulturen in der Fähigkeit voneinander unterscheiden, Emotionen zu erkennen.

Laut „Cultural Equivalence Model“ von Darwin (1874) haben sich die Fähigkeiten, Emotionen darstellen und erkennen zu können, im Laufe der Evolution entwickelt. Personen und Tiere unterscheiden sich im Gesichtsausdruck und der Emotionserkennung daher nur zum Teil voneinander. Entsprechend diesem Model unterscheiden sich Personen in der Emotionserkennung aus verschiedenen Kulturen und innerhalb einer bestimmten Kultur kaum voneinander (Darwin, 1872, zitiert nach Soto & Levenson, 2009).

Ekman, Friesen und Ellsworth (1982) finden ebenfalls heraus, dass die Basisemotionen Freude, Arger, Furcht, Überraschung, Ekel und Trauer kulturübergreifend richtig erkannt werden.

Eine andere Sichtweise vertritt das „Cultural Advantage Model“ von Anderson und Keltner (2002). Dieses Modell geht davon aus, dass Gesichtsausdruck und Emotionserkennung zwar einen evolutionären Ursprung haben, es jedoch trotzdem kulturell bedingte Unterschiede in beiden Fähigkeiten gibt. Personen innerhalb einer bestimmten Gruppe sind häufiger mit einer bestimmten Art des emotionalen Gesichtsausdrucks konfrontiert. Jene Emotionen, mit denen Personen häufiger konfrontiert werden, können auch besser dargestellt und wahrgenommen werden (zitiert nach Soto & Levenson, 2009).

In einer Studie von Elfenbein und Ambady (2002) wird untersucht, ob Emotionen aus Gesichtern von Personen derselben Kultur oder aus einer anderen Kultur besser erkannt werden können. Insgesamt ist es den teilnehmenden Personen dabei möglich, sowohl die Emotionen von Personen der eigenen wie auch der anderen Kultur größtenteils richtig zu

erkennen. Die Emotionserkennung fällt jedoch bei Personen der eigenen Kultur besser aus. In diesem Zusammenhang wird von „in group advantage“ gesprochen. Am besten werden Gesichter von Personen aus derselben Kultur und regionaler Gruppe mit gleicher Sprache erkannt. Bei Freude und Ärger treten die geringsten kulturellen Unterschiede in der Emotionserkennung auf. Freudige Gesichter werden kulturübergreifend am leichtesten als solche erkannt. Angehörige kultureller Minderheiten fällt es leichter, die Emotionen von Personen aus kulturell dominierenden Gruppen zu erkennen als dies umgekehrt der Fall ist.

Waller et al. (2008) zeigen in ihrer Studie, dass Menschen in der Lage sind, die Basisemotionen Ekel, Furcht, Überraschung, Trauer, Wut so zu zeigen, dass sie weltweit richtig erkannt werden können. Dies liegt daran, dass sich Menschen aus unterschiedlichsten Kulturen nur in einigen wenigen Gesichtsmuskeln voneinander unterscheiden, welche zur Darstellung von Basisemotionen nicht benötigt werden. Bei den universell vorhandenen Gesichtsmuskeln handelt es sich überwiegend um große robuste Muskelstränge, die sich bereits vor der Geburt entwickeln.

Ekman und Friesen (1972) finden heraus, dass japanische Studenten während der Betrachtung eines Stress auslösenden Films, bei Anwesenheit anderer Personen häufig lächeln, nicht jedoch, wenn sie den Film allein sehen. Bei amerikanischen Studenten hingegen verändert sich der negative Gesichtsausdruck nicht. Es wird daher angenommen, dass abhängig von der Kultur bestimmte Emotionen unterschiedlich stark maskiert werden. Entsprechend der „*cultural display rules*“ ist es für Japaner wichtig, keine negativen Emotionen bei Anwesenheit anderer zu zeigen.

Tsai und Levenson (1997) zeigen, dass neben kulturellen Werten auch der Kontext eine Rolle spielt, ob bestimmte Emotionen gezeigt werden oder nicht. Chinesisch-amerikanische Paare zeigen bei der Diskussion ihrer Beziehungsprobleme mit und ohne Anwesenheit anderer gleich viele negative Emotionen wie europäisch-amerikanische Paare.

Matsumoto (2001) gibt Japanern und Amerikanern emotionale Gesichter vor. Beide Gruppen sollen einschätzen, wie stark die jeweilige Emotion gezeigt wird. Zudem sollen sie eine Vermutung darüber anstellen, wie stark die gezeigte Emotion während der Darstellung der Emotion auch tatsächlich empfunden wird. In der Studie wird angenommen, dass Emotionen anders dargestellt werden können, als sie tatsächlich empfunden werden und daher wird

zwischen dem Erleben und der Darstellung der Emotion unterschieden. Die Intensität der gezeigten Emotion wird variiert. Amerikaner schätzen bei Emotionen mit 100 prozentiger Intensität den Gesichtsausdruck stärker als das Erleben der Emotion ein. Bei 50 prozentiger Intensität wird das Erleben als intensiver eingeschätzt. Japaner schätzen bei Emotionen geringer Intensität das Erleben stärker ein, während Amerikaner keinen Unterschied zwischen dem Erleben und dem Gesichtsausdruck feststellen können. Japaner dürften bei Emotionen geringer Intensität annehmen, dass die Emotion bei der betreffenden Person kontrolliert wird, weshalb das Erleben der Emotion als stärker eingeschätzt wird.

4 Forschungsstand

4.1 Kulturelle Unterschiede bei der sozialen Ängstlichkeit

Nach Kirmayer (2001) unterscheidet sich die soziale Ängstlichkeit von Kultur zu Kultur in ihren Ursachen, den Symptomen und auch in der Interpretation und dem Umgang mit den Symptomen.

Diese Meinung teilen auch Dinnel et al. (2002) und Heinrichs (2006), indem sie annehmen, dass soziale Ängste in unterschiedlichen Kulturen sowohl in ihrem Erscheinungsbild als auch in den Situationen, in denen sie auftreten, variieren.

Wenige Studien haben bisher den Einfluss der Kultur auf die Ursachen und die Erscheinungsweise der sozialen Phobie untersucht.

4.1.1 Zusammenhang zwischen Individualismus-Kollektivismus und der sozialen Ängstlichkeit

Triandis (1995) und Hofstede (2001) finden in ihren jeweiligen Studien heraus, dass Personen aus den kollektivistisch orientierten Ländern China, Südkorea und Japan höhere Werte der sozialen Ängstlichkeit angeben als Personen aus überwiegend individualistisch orientierten Ländern (USA und Europa).

Zu differenzierteren Ergebnissen kommt hingegen eine Studie von Heinrichs (2006), bei der die sozialen Ängstlichkeitswerte von Koreanern, Chinesen und Europäern verglichen werden. Heinrichs (2006) ging davon aus, dass Personen aus Ostasien und damit kollektivistisch orientierten Gesellschaften über insgesamt höhere soziale Ängstlichkeitswerte verfügen als Personen aus überwiegend individualistisch geprägten Ländern. Tatsächlich zeigen sich bei Koreanern wie erwartet die höchsten Ängstlichkeitswerte. Chinesen und Europäer unterscheiden sich jedoch in ihren Ängstlichkeitswerten nicht voneinander.

Ähnlich wie Heinrichs (2006) geht es Nachtweih et al. (2009), die annehmen, dass in Deutschland lebende Personen aus den kollektivistisch orientierten Ländern China, Korea

und Japan höhere soziale Ängstlichkeitswerte zeigen werden als Deutsche ohne Migrationshintergrund. Stattdessen finden sie in beiden Gruppen ähnlich hohe soziale Ängstlichkeitswerte.

Dinnel et al. (2002) untersuchen den Einfluss der Kultur auf beide Formen der sozialen Ängstlichkeit anhand von Amerikanern an einer Universität in Tokyo und einer Universität in Washington. Amerikanische Studenten in Tokyo geben höhere TKS- Werte an. Die Studenten beider Universitäten unterschieden sich nicht in der sozialen Phobie, welche anhand der DSM-IV Diagnosekriterien erfasst wird. Daher scheint es sich, entsprechend der gefundenen Ergebnisse, um ein vergleichsweise weitgehend von der Kultur unabhängiges Störungsbild zu handeln (Dinnel et al., 2002).

Lee et al. (2006) können die in der Studie von Dinnel et al. (2002) gefundenen Ergebnisse zum Teil bestätigen. Auch in dieser Studie werden in Asien lebende amerikanische Studenten und in Europa lebende amerikanische Studenten in ihrer sozialen Ängstlichkeit verglichen. Die soziale Ängstlichkeit tritt ebenfalls in beiden Gruppen ähnlich häufig auf. Allerdings zeigt sich ein Gruppenunterschied hinsichtlich der bewerteten Intensität der Symptome der sozialen Ängstlichkeit.

In Asien studierende Amerikaner bewerten negative Emotionen bezogen auf die soziale Ängstlichkeit mit durchschnittlich höheren Werten als in Europa studierende Amerikaner. Besonders Emotionen wie Scham, Nervosität, Panik werden von ihnen als intensiver beurteilt. Kein Unterschied zeigt sich hinsichtlich der Häufigkeit negativer Ereignisse in Verbindung mit sozialer Ängstlichkeit sowie in der Ursache der sozialen Ängstlichkeit. (Lee et al., 2006).

Um mehr Klarheit über die zum Teil leicht unterschiedlichen Studien zum Zusammenhang zwischen Gruppe und sozialer Ängstlichkeit zu bekommen, sollen einige Studien, darunter jene von Hsu et al. (2006) und Okazaki et al. (2002), erwähnt werden.

Hsu (2006) und Kollegen stellen fest, dass abhängig vom eingesetzten Fragebogen die Unterschiede zwischen europäischen und asiatischen Amerikanern in der sozialen Ängstlichkeit verschieden hoch ausfallen. Bei der Anwendung einiger Fragebögen werden keine Unterschiede in der sozialen Ängstlichkeit zwischen beiden Gruppen gefunden, bei anderen Fragebögen werden hingegen höhere soziale Ängstlichkeitswerte bei asiatischen

Studenten erhoben. Mittels Anxiety Disorder Interview (ADIS IV) werden Studenten, die bei verschiedenen Fragebögen unterschiedliche Werte angeben, befragt und dabei werden signifikant höhere soziale Ängstlichkeitswerte von den asiatischen Studenten berichtet.

In der Studie von Okazaki et al. (1997) wird die Häufigkeit der sozialen Ängstlichkeit bei asiatischen und amerikanischen Studenten in den USA mittels Fragebogen erhoben. Bevor der Ängstlichkeitsfragebogen jedoch vorgegeben wird, nehmen alle untersuchten Personen an einer sozialen Leistungssituation teil.

Insgesamt geben die in Amerika lebenden asiatischen Studenten anschließend im Fragebogen höhere soziale Ängstlichkeitswerte an als die in Amerika geborenen und lebenden Studenten. Das Ergebnis stimmt damit mit den meisten Studien über den Zusammenhang zwischen Gruppe und sozialer Ängstlichkeit überein. Bei den asiatisch amerikanischen Studenten mit kürzerer Aufenthaltsdauer ist neben der sozialen Ängstlichkeit auch das Vermeidungsverhalten stärker ausgeprägt.

In jenen Studien, in denen die allgemeine Form der sozialen Phobie erfasst wird, zeigen sich meist höhere soziale Ängstlichkeitswerte in der asiatischen Bevölkerungsgruppe. Abhängig vom eingesetzten Verfahren fallen die gefundenen Unterschiede unterschiedlich aus. Beim Einsatz des SPAI fallen sie größer aus als bei Einsatz des SADS (vgl. Hsu, 2004; Okazaki et al., 2002)

4.1.2 Kulturspezifische Unterschiede in Persönlichkeit und Verhalten sozial ängstlicher Personen

Okazaki et al. (2002) vergleicht sozial ängstliche asiatische Amerikaner mit nicht sozial ängstlichen Amerikanern in ihrem sozial ängstlichen Verhalten und kann dabei keine Unterschiede feststellen. Sozial ängstliches Verhalten beinhaltet vor allem verschiedene Arten von Vermeidungsreaktionen. Als Ursache für die nicht gefundenen Unterschiede wird vermutet, dass es kulturelle Unterschiede dahingehend gibt, inwieweit sich Emotionen im Verhalten zeigen. Daher kann angenommen werden, dass asiatische Amerikaner sich in dieser Studie tatsächlich sozial ängstlicher fühlen. Auf Grund ihrer kulturellen Einflüsse zeigen sie Emotionen weniger stark. Das Unterdrücken von Emotionen findet vor allem gegenüber fremden Personen statt. Zudem basieren die registrierten Verhaltensweisen auf westlichen Konzepten der sozialen Ängstlichkeit. Ein fehlender Blickkontakt bei Asiaten ist

daher nicht automatisch ein typisches Vermeidungsverhalten sozial ängstlicher Personen. Gibt man Personen aus Asien vor, einen möglichst guten Eindruck bei ihrem Gegenüber zu machen, dann vermeiden sie Blickkontakt. Direkter Blickkontakt würde einen fehlenden Respekt für ihr Gegenüber bedeuten. Personen aus verschiedenen Kulturen reagieren auch unterschiedlich, wenn ihr Verhalten anhand negativer Kriterien bewertet wird. Asiaten reagieren dann häufig mit Zurückhaltung. Dieses Verhalten kann, vergleicht man es mit Personen aus der westlichen Bevölkerung, zu einer fälschlicherweise höheren Einschätzung sozial ängstlichen Verhaltens führen. Die Symptome der sozialen Ängstlichkeit müssen daher kulturspezifisch interpretiert werden.

Um zu prüfen, inwieweit Neurotizismus, Extraversion-Introversion und Scham mit der sozialen Ängstlichkeit zusammenhängen, führen Zhong et al. (2008) eine Studie durch. Untersucht wird eine chinesische Stichprobe und eine amerikanische Stichprobe mit gleicher Größe, Alter und Geschlechterverteilung. Mittels Strukturgleichungsmodell werden kausale Zusammenhänge von Persönlichkeitsmerkmalen und Scham auf die soziale Ängstlichkeit geprüft.

Scham wird mittels Experience Scale of Shame von Qian et al. (2002), die Persönlichkeitsmerkmale Neurotizismus, Extraversion mittels Eysenck Personality Questionnaire EPQ von Eysenck (1996) und die soziale Ängstlichkeit mittels Social Anxiety Inventory SIA von Quian et al. (2005) erfasst.

Die chinesischen Studenten geben signifikant höhere soziale Ängstlichkeit, höhere Neurotizismuswerte und geringere Extraversion an. Die erhobenen Persönlichkeitsmerkmale hängen bei den Chinesen nicht direkt mit den sozialen Ängstlichkeitswerten zusammen, da Scham als Mediatorvariable den Zusammenhang zwischen Persönlichkeitsmerkmalen und der sozialen Ängstlichkeit beeinflusst. In der chinesischen Stichprobe wird jedoch ein linearer Zusammenhang zwischen Scham und sozialer Ängstlichkeit beobachtet. In der amerikanischen Stichprobe kann kein solcher Zusammenhang festgestellt werden. Daher wird vermutet, dass sich Scham in der amerikanischen Stichprobe sowohl auf die soziale Ängstlichkeit als auch auf die Persönlichkeitsmerkmale auswirkt. Scham übt in jedem Fall bei der amerikanischen Stichprobe einen anderen Einfluss auf die soziale Ängstlichkeit aus als in der chinesischen Stichprobe (Zhong et al., 2008).

In einer Studie von Clark et al. (1994) werden amerikanische Studenten und Patienten mit klinischer Diagnose mittels Mood and Anxiety Symptom Questionnaire (Watson & Clark,

1991) und mittels BIG 5 Persönlichkeitsfragebogen von Cattell (1985) getestet, um den Zusammenhang zwischen Formen von Angststörungen wie z.B. spezifische Phobie, generalisierter Angststörung, soziale Phobie und Panikstörung mit den Persönlichkeitsmerkmalen Extraversion-Introversion, Neurotizismus, Verträglichkeit, Gewissenhaftigkeit und Offenheit für neue Erfahrungen zu untersuchen.

Den Autoren zufolge hängen hohe Neurotizismuswerte und eine starke physiologische Aktiviertheit in beiden Gruppen signifikant mit verschiedensten Formen von Angststörungen zusammen. Zur physiologischen Aktiviertheit zählen Symptome wie Herzrasen, Zittern, Kurzatmigkeit, Schwindel. Neben den Neurotizismuswerten werden Persönlichkeitsfaktoren wie Angstsensitivität, Attributionsstil, Streben nach Autonomie und die Bereitschaft zur Selbstkritik erfasst. Diese stehen in unterschiedlichem Zusammenhang mit Formen der Angststörungen. Der Zusammenhang zwischen Neurotizismus und den verschiedenen Angststörungen beträgt zwischen .41 und .47, bei Extraversion und Offenheit für neue Erfahrungen ist er nicht signifikant und mit -.22 bis -.29 können geringe signifikante und negative Korrelation bei Verträglichkeit und Gewissenhaftigkeit beobachtet werden.

Watson et al. (1988) erheben Persönlichkeitsmerkmale und das Ausmaß an Angstsensitivität bei amerikanischen Angststörungspatienten.

Die soziale Phobie hängt auch in dieser Studie signifikant mit hohen Neurotizismuswerten, zudem mit geringen Extraversionswerten zusammen. Bei anderen Angststörungen wie Panikstörung, spezifische Phobien, posttraumatische Belastungsstörung PTSD, generalisierte Angststörung werden hingegen keine geringen Extraversionswerte festgestellt. Eine erhöhte Angstsensitivität wird vor allem bei der Panikstörung und der posttraumatischen Belastungsstörung PTSD, jedoch kaum bei der sozialen Phobie erhoben.

4.1.3 Einfluss kulturspezifischer Sozialisation auf die soziale Ängstlichkeit

In einer Studie von Lau et al. (2009) werden mögliche Ursachen für die höheren sozialen Ängstlichkeitswerte bei Asiaten betrachtet. Den Autoren zufolge sind Personen aus eher individualistischen Kulturen verglichen mit jenen aus kollektivistischeren Kulturen weniger darum bemüht, ihr Gesicht nicht zu verlieren. Deshalb richten asiatisch amerikanische Studenten stärker ihr Verhalten danach aus, in sozialen Situationen nicht negativ bewertet zu werden, indem sie bestimmte soziale Situationen vermeiden. Asiatisch amerikanische Studenten geben häufiger als europäisch amerikanischen Studenten an, im Laufe ihrer

Sozialisation das Gefühl von Scham empfunden zu haben. Dieses Gefühl wird hervorgerufen, indem die Eltern vergleichsweise verstärkt mit Schuldzuschreibung und Liebesentzug die Loyalität ihrer Kinder sicherstellen. Das Bedürfnis danach, sein eigenes Gesicht nicht zu verlieren, hängt mit der erhöhten Häufigkeit der sozialen Ängstlichkeit bei asiatisch amerikanischen Studenten zusammen.

Hsu et al. (2012) führen eine Studie durch, in der kanadische, chinesische und koreanische Studenten untersucht werden, um zu prüfen, ob bei den ostasiatischen Studenten ein positiver Zusammenhang zwischen dem Ausmaß der Orientierung an ostasiatischen kulturellen Werten und der sozialen Ängstlichkeit besteht. Insgesamt kann kein Zusammenhang zwischen der Orientierung an bestimmten kulturellen Werten und der sozialen Ängstlichkeit gefunden werden. Hingegen haben die in Kanada lebenden ostasiatischen Studenten höhere soziale Ängstlichkeitswerte als Kanadier, Chinesen und Japaner ohne Migrationshintergrund. Bei den kanadisch ostasiatischen Studenten sind zudem Selbstwirksamkeitserwartung und wahrgenommener sozialer Status signifikant geringer.

4.1.4 Zusammenhang zwischen Verhaltenshemmung und der sozialen Phobie

In einer Studie von Kashdan et al. (2006) werden Psychologiestudenten im Rahmen zweier Onlinetestungen im Abstand von drei Monaten untersucht, um Informationen über den Zusammenhang zwischen sozialer Ängstlichkeit und dem Vermeidungsverhalten zu gewinnen. Zu beiden Testzeitpunkten werden die Social Interaction Anxiety Skala von Mattick und Clarke (1998) und das Beck Depressions- Inventar II von Beck et al. (1996) vorgegeben. Zudem wird in den Onlinefragebögen erhoben, wie stark bestimmte Emotionen ausgedrückt oder zurückgehalten werden, wie häufig und intensiv Ärger gezeigt wird, wie oft neue Erfahrungen gemacht werden, wie groß das Ausmaß an wahrgenommener Unterstützung ist, wie sehr die Studenten mit Freunden verbunden sind und wie bedrohlich oder für den sozialen Status von Vorteil es ist, verschiedene risikoreiche Verhaltensweisen, z.B. Drogeneinnahme, aggressives Verhalten, Alkoholkonsum und riskante Sportarten zu zeigen.

Den Ergebnissen dieser Studie zufolge wird ein signifikant positiver Zusammenhang zwischen sozialer Ängstlichkeit und dem Ausmaß an subjektiver Bedrohlichkeit von Ereignissen gefunden. Personen mit sozialer Ängstlichkeit vermeiden vor allem jene Ereignisse, die sie für sich selbst als kurios empfinden und bei denen sie annehmen, sie haben

einen großen Einfluss auf den persönlichen sozialen Status. Zu solchen Ereignissen werden soziale Ereignisse und Ereignisse mit Eventcharakter gezählt. Mittels Clusteranalyse wird zwischen den Gruppen sozial ängstlicher Personen unterschieden:

die erste Gruppe von Personen zeigt verstärktes Annäherungs- und Risikoverhalten. Situationen werden meist als bedrohlich, ungewöhnlich und neu eingeschätzt. Zudem soll sich das gezeigte Verhalten in diesen Situationen sehr stark auf den sozialen Status auswirken. In Gruppe 2 befinden sich Personen mit wenig sozialer Ängstlichkeit. Situationen werden als wenig bedrohlich eingestuft und ein risikoreiches Verhalten hat für diese Gruppe wenige Auswirkungen auf den sozialen Status. Die dritte Gruppe vermeidet Situationen nach Möglichkeit. Das Ausmaß an Bedrohung auf der einen und mögliche positive Konsequenzen auf der anderen Seite sind in Situationen mit sozialem, aggressivem und sexuellen Inhalt oder Ereignissen in Zusammenhang mit Substanzkonsum hoch. Die drei Gruppen unterscheiden sich nicht signifikant in Alter, Geschlecht, Beziehung und Status. Die Annäherungsgruppe ist physisch weniger gesund als die vermeidungsorientierten sozial ängstlichen Personen der dritten Gruppe. Sozial ängstliche Personen mit starkem Vermeidungsverhalten unterdrücken signifikant stärker ihre Emotionen, geben weniger soziale Unterstützung an und sind auch weniger bereit, sich auf neue Erlebnisse einzulassen (Kashdan et al., 2006).

Verschiedene Persönlichkeitseigenschaften werden in einer Studie von Merikangas et al. (2003) gemeinsam mit der sozialen Ängstlichkeit erhoben. Die Verhaltenshemmung ist dabei das einzige erhobene Merkmal, welches in Zusammenhang mit der sozialen Phobie steht.

Auch Beidel und Turner (1997) finden in der Verhaltenshemmung einen Risikofaktor für die Entwicklung einer sozialen Phobie bei amerikanischen Jugendlichen.

In einer Studie von Helbig et al. (2011) wird bei deutschen Studierenden einer gesunden Stichprobe das Sicherheits- und Vermeidungsverhalten mittels Inventar zur Erfassung angstbezogener Verhaltensweisen (IAV) von Petermann et al. (2011) in Zusammenhang mit Angstsensitivität (Angstsensitivitätsindex ASI) von Taylor et al. (2007) erfasst. Frauen geben verglichen mit Männern häufiger angstbezogene Verhaltensweisen an. Je höher die Angstsensitivität, desto stärker wird ein Sicherheits- und Vermeidungsverhalten gezeigt. Die Angstsensitivität gilt den Autoren zufolge als Prädiktor für die Entwicklung einer Angststörung wie auch ein stark ausgeprägtes Sicherheits- und Vermeidungsverhalten.

4.2 Geschlechtsspezifische Unterschiede bei der sozialen Ängstlichkeit in Zusammenhang mit kulturellen Werten

Im Rahmen einer Studie von Moscovitch et al. (2003) werden amerikanische Psychologiestudenten einer nicht klinischen Stichprobe mittels Selbstbeurteilungsfragebögen getestet. Dabei wird der Einfluss von Geschlecht, Geschlechtsrollenorientierung und kulturellem Selbstbild auf die soziale Ängstlichkeit untersucht. Die Geschlechtsrollenidentität wird mittels Bem Sex Role Inventory BSRI von Lennhey (1991), das kulturelle Selbstbild anhand der Self-Construal Scale SCS von Singelis et al. (1997) und soziale Ängstlichkeit mittels SPAI von Turner et al. (1989) erhoben.

Frauen und Männer unterscheiden sich nicht signifikant in den sozialen Ängstlichkeitswerten. Geschlechterrollenidentität und kulturelles Selbstbild erklären laut Regressionsanalyse 22 Prozent an der Gesamtvarianz der sozialen Ängstlichkeit. Maskulinität erklärt dabei den größten Varianzanteil. Höhere Maskulinitätswerte bedeuten für Männer und Frauen niedrigere soziale Ängstlichkeitswerte. Männer mit hohen I-Werten geben niedrigere soziale Ängstlichkeitswerte und bei hohen C-Werten hohe soziale Ängstlichkeit an. Bei Frauen ist es genau umgekehrt. Den Autoren zufolge entsprechen ein unabhängiges Selbstbild bei Frauen und ein kollektivistisch ausgerichtetes Selbstbild bei Männern nicht den vorherrschenden Geschlechtsrollenstereotypen in der Gesellschaft, was in beiden Fällen zu höheren sozialen Ängstlichkeitswerten führt. Personen mit gleichzeitig männlicher und weiblicher Geschlechtsrollenidentität besitzen niedrigere soziale Ängstlichkeitswerte als Personen mit weiblicher und indifferenter Geschlechtsrollenidentität. Bei hohen Männlichkeitswerten werden die geringsten sozialen Ängstlichkeitswerte angegeben. Laut den Autoren geschieht dies auf Grund der geringen Bereitschaft, sich soziale Ängstlichkeit einzugestehen (Moscovitch et al., 2003).

In der Studie von Dinnel et al. (2002) wird unter anderem untersucht, ob es geschlechtsspezifische Unterschiede im Hinblick auf die I-C-Dimension gibt. Geschlechtsspezifische Unterschiede können weder bei japanischen noch bei amerikanischen Studenten gefunden werden. Auch beide Formen der sozialen Ängstlichkeit variieren nicht in beiden Kulturen abhängig vom Geschlecht. Wie bereits erwähnt, sind japanische Studenten häufiger von TKS und amerikanische Studenten von der sozialen Phobie betroffen.

In einer Studie von Knappe et al. (2008) leiden Frauen im Alter von durchschnittlich 28 Jahren etwas häufiger an einer sozialen Ängstlichkeit als Männer. Bei den untersuchten Personen handelt es sich um keine klinische Stichprobe. Das Ausmaß an sozialer Ängstlichkeit befindet sich daher im subklinischen Bereich. Selbst im Fall einer Diagnose der sozialen Angststörung werden keine geschlechtsspezifischen Unterschiede gefunden (Knappe et al., 2008).

Stöckli (2004) findet heraus, dass Schüchternheit bei Jungen stärker auffällt und von Lehrern daher eher erkannt wird, während sie bei Mädchen mit dem Geschlechtsrollenstereotyp stärker vereinbar ist. Daher fällt es schüchternen Mädchen, die weniger auffallen, vergleichsweise leichter, Beachtung zu finden.

In einer Studie von Erath et al. (2007) wird gezeigt, dass sozial ängstliches Vermeidungsverhalten von Schülern in der Schule zu weniger Akzeptanz durch Gleichaltrige und verstärkter Viktimisierung führt. Im Vermeiden sozialer Situationen werden keine geschlechtsspezifischen Unterschiede gefunden.

4.2.1 Geschlechtsspezifische Unterschiede in der sozialen Ängstlichkeit bei Jugendlichen und Erwachsenen in der westlichen Kultur

In der Studie von DeWitt et al. (2005) werden Kanadier mittels Fragebogen in Hinblick auf mögliche geschlechtsspezifische Unterschiede in Zusammenhang mit der Wirkung familiärer Risikofaktoren auf die Entstehung einer sozialen Phobie untersucht.

Die generalisierte und die nicht generalisierte soziale Angststörung treten bei Frauen und Männern unterschiedlich häufig auf. Frauen sind in allen Altersgruppen häufiger von der generalisierten sozialen Angststörung und Männer vom nicht generalisierten Subtyp betroffen.

In einer Studie von Wittchen, Stein und Kessler (1999) werden geschlechtsspezifische Unterschiede in der Häufigkeit, den Merkmalen und Risikofaktoren der sozialen Phobie in einer nicht klinischen Stichprobe mittels Selbstbeurteilungsfragebögen bei 14- bis 24-Jährigen in München untersucht. Weibliche Jugendliche und junge Frauen haben mit 9,5 Prozent eine doppelt so hohe Lebenszeitprävalenz. Die soziale Phobie dauert bei ihnen länger an. Die Angst, etwas in Gegenwart anderer tun zu müssen, ist größer. Wittchen et al.

(1999) vermuten eine insgesamt höhere Bereitschaft bei Frauen, Ängste zu zugeben. Geschlechtsunabhängig erhöht eine schlechtere finanzielle Situation und überraschenderweise das Zusammenleben mit einem Partner die Wahrscheinlichkeit, an einer sozialen Phobie zu erkranken.

4.3 Darstellungen emotionaler Gesichtsausdrücke in Abhängigkeit zur jeweiligen Kultur

In einer Studie von Safdar et al. (2009) wird untersucht, welche Emotionen von Japanern, Amerikanern und Kanadiern in bestimmten Situationen häufig gezeigt oder vermieden werden.

Die Autoren berichten kulturelle Unterschiede bei der Darstellung von Ärger, Ekel, Überraschung und Freude. Bei negativen Emotionen, die zusätzlich Kraftlosigkeit signalisieren wie z.B. Trauer und Angst, werden keine kulturellen Unterschiede gefunden.

Japaner drücken negative Emotionen wie Ärger und Ekel weniger stark aus als Kanadier und Amerikaner. Nach Safdar et al. (2009) führt besonders die Emotion Ärger leicht zu einem Konflikt, der in überwiegend kollektivistisch orientierten Ländern mit negativeren Konsequenzen verbunden ist. Daher wird Ärger in kollektivistisch orientierten Kulturen auch seltener offen gezeigt. Sowohl Japaner als auch Kanadier zeigen positive Emotionen weniger stark. Positive Emotionen werden vergleichsweise stärker von Amerikanern ausgedrückt.

Emotionen wie Trauer und Angst werden in allen drei Kulturen signifikant häufiger von Frauen dargestellt, während Männer häufiger positive Emotionen wie Freude und Glück, welche mit einem kraftvollen Empfinden einhergehen, zeigen. Kulturunabhängig werden positive Emotionen meist dargestellt, nachdem sie empfunden werden, während versucht wird, negative Emotionen zu unterdrücken (Safdar et al., 2009).

In einer Studie von Tsai et al. (2002) werden europäische Amerikaner und chinesische Amerikaner gebeten, vergangene intensiv erlebte Emotionen wieder zu erleben. Parallel dazu werden Veränderungen im Gesicht und physiologische Reaktionen erfasst. Den Autoren zufolge unterscheiden sich beide Gruppen beim Erinnern von Emotionen kaum in der Mimik und den physiologischen Reaktionen voneinander. Der Durchschnitt der europäischen Amerikaner zeigt häufiger als chinesische Amerikaner beim Erinnern von Emotionen ein willentlich beeinflusstes Lächeln. Chinesische Amerikaner, die sich vergleichsweise stärker an der chinesischen Kultur orientierten, zeigen häufiger während Stolz und Zufriedenheit, ein

soziales willentlich beeinflusstes Lächeln als jene chinesischen Amerikaner, die weniger an der chinesischen Kultur festhalten. Chinesische Amerikaner, die sich weniger an der chinesischen Kultur orientieren, zeigen eine stärkere Mimik bei Ekel.

In einer Studie von Elfenbein et al. (2007) werden Männer und Frauen gleichen Alters aus Gabon und Quebec verglichen. Die Personen beider Gruppen sollen Emotionen möglichst so zeigen, dass ihre Freunde erkennen könnten, was sie fühlen. Bevor die jeweilige Emotion dargestellt werden kann, wird sie im Spiegel geübt. Dabei werden die gezeigten Emotionen gefilmt. Wenn die jeweilige Person mit ihrer gezeigten Emotion zufrieden ist, drückt sie einen Knopf und sie bekommt die nächste Emotion, welche gezeigt werden soll, vorgegeben. Mit dieser Methode werden insgesamt 10 möglichst natürlich wirkende Emotionen aus zwei Kulturen erfasst. Unter den 10 Emotionen befinden sich die sog. Basisemotionen nach Ekman (1972) Ärger, Ekel, Angst, Freude, Trauer und Überraschung. Kulturelle Dialekte bei den Gesichtsausdrücken werden als kulturelle Unterschiede in der Gesichtsmuskulatur bei Darstellung der betreffenden Emotion definiert und entsprechend der *dialect theory* erwartet. Unterschiede in der Gesichtsmuskulatur werden dabei mittels Facial Action Coding System (FACS) von Ekman und Friesen (1978) bewertet.

Personen aus zwei verschiedenen Kulturen unterscheiden sich, entsprechend der Studie der Autoren bei der Darstellung von Emotionen in bestimmten Gesichtsmuskeln. Die kulturellen Unterschiede sind bei Emotionen wie Ärger und Verachtung größer als bei Angst und Furcht. Laut den Autoren sind Ärger und Verachtung Emotionen, von denen eine stärkere Signalwirkung auf die soziale Umwelt ausgeht. Personen aus Quebec und aus Gabon können 7 der insgesamt 10 dargestellten Emotionen wiederholt den Mitgliedern ihrer eigenen Kultur richtig zuordnen. Damit wird gezeigt, dass die Unterschiede in der Gesichtsmuskulatur nicht unabhängig von der Kultur sind.

4.4 Einfluss der Kultur auf emotionale Reaktionen

Tsai et al. (2006) untersuchen den Einfluss kultureller und psychologischer Faktoren auf die emotionalen Reaktionen bei Paaren im Collagealter.

Hohe Kollektivismuswerte und eine starke Orientierung an der amerikanischen Kultur führen bei europäischamerikanischen Paaren und chinesischamerikanischen Paaren dazu, dass sowohl positive als auch negative emotionale Reaktionen in der Interaktion seltener gezeigt werden. Insgesamt zeigen europäisch amerikanische Jugendliche häufiger positive als

negative Emotionen. Den Autoren entsprechend versuchen sie damit, sich von anderen positiv abzugrenzen. Chinesische Amerikaner wollen hingegen eher wissen, ob sie den Erwartungen ihres Gegenübers entsprechen.

In der Studie von Matsumoto et al. (2001) werden Unterschiede im Gesichtsausdruck und dem emotionalen Erleben bei europäisch amerikanischen Frauen untersucht. Zudem wird erforscht, ob die möglicherweise gefundenen Unterschiede im Zusammenhang mit den individuellen I-C-Werten stehen. Daher wird das kulturelle Selbstbild zu Beginn der Studie mittels Fragebogen erhoben. Anschließend wird ein Film gezeigt, welcher positive oder negative Emotionen erzeugen soll. Im positiven Film kommen unter anderem Blumen, spielende Hunde und Affen im Zoo vor, im negativen Film werden Amputationen, Verbrennungsverletzungen und Industrieunfälle gezeigt. Die untersuchten Personen können die Teilnahme an der Studie jederzeit beenden. Der Film wird in beiden Gruppen (kollektivistisches versus individualistisches Selbstbild) ohne und mit Anwesenheit einer fremden Person gezeigt und jeweils in Anschluss mittels einer 9-stufigen Skala bewertet, welche das emotionale Erleben (sieben Basisemotionen) während des Films erfasst. Während des Films werden die Frauen mittels versteckter Kamera gefilmt und der emotionale Ausdruck durch Psychologiestudenten bewertet. Beim negativen Film zeigen Frauen mit kollektivistischem Selbstbild bei Anwesenheit der fremden Person signifikant häufiger ein Lächeln und seltener negative Emotionen. Die individualistisch geprägten Frauen zeigen bei diesem Film unter der Anwesenheitsbedingung ebenfalls seltener negative Emotionen. Die Anwesenheit der anderen Person hat jedoch deutlich geringere Auswirkungen auf die Häufigkeit negativer emotionaler Reaktionen.

Beim positiven Film zeigen die kollektivistisch geprägten Personen bei Anwesenheit einer zweiten Person vergleichsweise seltener positive Emotionen wie Freude und Überraschung und häufiger negative Emotionen. Auch bei jenen Frauen mit dem individualistischen Selbstbild zeigt sich diese Tendenz, jedoch wieder in geringerem Ausmaß.

In der Einschätzung hingegen unterscheiden sich Frauen mit individualistischen und kollektivistischen Selbstbild nicht signifikant voneinander.

4.4.1 Unterschiede in der Beachtung von Randinformation bei der Emotionserkennung zwischen der westlichen und der asiatischen Kultur

In einer Studie von Ko et al. (2011) wird untersucht, ob sich Personen aus der westlichen und aus der asiatischen Kultur in der Interpretation von Emotionen anhand von Gesichtern unterscheiden. Die Gesichter von jungen Personen werden dabei mit emotionalen Hintergrundbildern gezeigt und die Intensität der jeweiligen Emotion soll eingeschätzt werden. Junge Koreaner werden dabei stärker von emotionalen Hintergrundbildern beeinflusst als junge Amerikaner. Bei älteren Amerikanern und Koreanern hat die Hintergrundinformation gleich wenig Einfluss auf die Interpretation der Gesichter.

Als Ursache für das gefundene Ergebnis vermuten die Autoren, dass ostasiatische Personen verstärkt gelernt haben, ganzheitlich zu denken und Hintergrundinformation mit einzubauen, während Personen aus westlichen Kulturen es gewohnt sind, sich auf einzelne Objekte zu konzentrieren. Die Fähigkeit, ganzheitlich zu denken, soll jedoch unter Stress verloren gehen.

4.5.1 Kulturelle Unterschiede in der Verarbeitung von Gesichtsmerkmalen

Yuki et al. (2006) untersuchen in ihrer Studie, ob Japaner und Amerikaner bestimmte Teile des Gesichtes kulturbedingt unterschiedlich wahrnehmen, um anhand der Gesichtsmerkmale auf die Emotion der Person zu schließen.

Wenn Personen Emotionen zeigen, dann können sie dabei ihre Augen schwerer kontrollieren als ihren Mund. In Kulturen wie Japan, in denen die eigenen Emotionen verstärkt unterdrückt werden, ist es daher informativer, sich stärker auf die Augen zu konzentrieren. In westlichen Kulturen, in denen Emotionen vergleichsweise offener gezeigt werden, sollen sich hingegen Personen stärker auf den Mund konzentrieren, da dieses Vorgehen vergleichsweise größere Rückschlüsse auf die Emotion der Person zulässt.

Den Autoren entsprechend betrachten Japaner tatsächlich wie erwartet verstärkt die Augen und sie schätzen den Informationsgehalt der Augen auch als bedeutsamer ein. Glückliche Augen werden als vergleichsweise freudiger und traurige Augen werden vergleichsweise als trauriger eingeschätzt. Bei den Amerikanern verhält es sich wie erwartet in gleicher Weise mit den Mündern.

Sowohl Japaner als auch Amerikaner verarbeiten mehrere Stimuli im Gesicht gleichzeitig, um auf die Emotion zu schließen. Unterscheiden sich die Augen und der Mund eines Gesichts in ihren dargestellten Emotionen voneinander, dann werden beide Elemente des

Gesichts nicht getrennt voneinander verarbeitet. Stattdessen wird dem Gesicht eine Emotion zugeschrieben, die sich zwischen jener Emotion der Augen und des jeweiligen Mundes befindet. Die Personen bekommen dabei Gesichter mit freudigen bis traurigen Mündern und Augen gezeigt. Bei einigen Gesichtern stimmt die gezeigte Emotion der Augen nicht mit jener des Mundes überein. Mittels sechsstufiger Skala (extrem traurig bis extrem freudig) wird die Emotion des jeweiligen Gesichtes bewertet. Ein Gesicht mit extrem freudigen Augen und wenig traurigem Mund wird z.B. als ein insgesamt freudiger Gesichtsausdruck eingeschätzt. Japaner gewichten die freudigen Augen stärker als den traurigen Mund und bewerten daher den Gesichtsausdruck als freudiger.

Elfenbein und Ambady (2002) überprüfen Belege für den sogenannten „*in-group advantage*“ bei der Emotionserkennung, welches besagt, dass Emotionserkennung dann genauer erfolgt, wenn die kulturelle Gruppe des Stimulusmaterials und des Betrachters übereinstimmen.

Die Autoren finden in ihrer Metaanalyse heraus, dass Personen Emotionen von Angehörigen derselben kulturellen Gruppe besser erkennen können. Kontakt zwischen den Kulturen und geographische Nähe reduziert den *in-group advantage-effect*. Bei der Dekodierung von Gesichtern wird auf sog. Schlüsselpunkte des eigenen Kulturkreises geachtet. Ohne diese Schlüsselpunkte (z.B. kulturspezifisch verstärkte Betrachtung der Augen oder der Münder) besteht das Gefühl, Emotionen in Gesichtern nicht richtig erkennen zu können. Schlüsselpunkte werden mit zunehmender Dauer und Häufigkeit des Kontakts mit Angehörigen der Kultur automatisch immer besser verarbeitet (Elfenbein & Ambady, 2002).

Matsumoto (2002) nennt drei methodische Voraussetzungen, die erfüllt sein müssen, um die Gültigkeit des *in-group advantage* zu prüfen.

- 1) Jede Person soll Gesichter von Personen aus der eigenen Kultur und aus einer anderen Kultur zu sehen bekommen.
- 2) Bei den dargestellten Gesichtsausdrücken müssen kulturunabhängig dieselben Gesichtsmuskeln eingesetzt werden und es dürfen auch keine zusätzlichen Gesichtsmuskeln verwendet werden. Damit können Unterschiede in der Gesichtererkennung, falls sie auftreten, auf die Kultur und nicht auf die unterschiedliche Wahrnehmung einzelner Aspekte im Gesichtsausdruck zurückgeführt werden. Elfenbein und Ambady (2002) teilen diese Forderung von Matsumoto (2002) nicht, da Emotionen dabei so verändert werden müssten, dass kulturelle Unterschiede in der Emotionserkennung nicht vorkommen können.

Emotionen bestehen aus kulturunabhängigen und kulturabhängigen Aspekten. Daher sollen solche natürlich wirkenden Gesichtsausdrücke gezeigt werden.

3) Im Rahmen einer Metaanalyse über die Gültigkeit *des in-group advantage models* muss die Qualität der Studien dahingehend beurteilt werden, ob die genauere Emotionserkennung innerhalb einer Kultur nicht auf Störvariablen, wie z.B. der Erkennbarkeit des Stimulusmaterials im Sinne einer Signalschärfe, zurückzuführen ist.

In der Studie von Elfenbein et al. (2007) überprüfen die Autoren, ob kulturspezifische Aspekte bei Emotionen von Personen, die häufiger in Kontakt mit Angehörigen derselben Kultur stehen, leichter erkannt werden können. Entsprechend dem „in group advantage“ erkennen Personen aus derselben Gruppe die Emotionen erwartungsgemäß signifikant leichter. Gesichtsausdrücke wie z.B. Ekel werden besonders leicht von Mitgliedern derselben Kultur erkannt, da bei ihnen die kulturspezifischen Unterschiede in der Gesichtsmuskulatur besonders groß sind.

In Kulturen ist die Erkennungsleistung bei jenen Gesichtsausdrücken am höchsten, die häufig gezeigt werden. Camras et al. (2006) zeigen in ihrer Studie, dass Kinder einer europäischen und amerikanischen Gruppe ein breiteres Spektrum an Gesichtsausdrücken zeigen als chinesische Kinder, wobei der Einfluss der jeweiligen Kultur und der familiären Umwelt mit zunehmenden Alter immer mehr an Bedeutung auf die Variabilität im Gesichtsausdruck verliert.

In einer Studie von Huang et al. (2008) wird die Emotionserkennung bei chinesischen Studenten untersucht. Die dabei gefundenen Ergebnisse werden mit jenen der Studie von Matsumoto und Ekman (1988) verglichen, in der japanische und amerikanische Studenten untersucht werden.

Das Japanese and Caucasian Facial Expressions of Emotion Verfahren JACFEE von Matsumoto und Ekman (1988) besteht aus Fotos, welche Ärger, Verachtung, Ekel, Angst, Freude, Trauer und Überraschung Gesichtsausdrücke zeigen, die zur Hälfte aus männlichen, weiblichen, japanischen und europäischen Gesichtern bestehen.

Ärger, Ekel, Furcht, Trauer und Überraschung werden im Vergleich zur Studie von Matsumoto und Ekman (1988) von chinesischen Studenten schlechter erkannt, nur bei japanischen Gesichtern mit verachtendem Gesichtsausdruck zeigen Chinesen signifikant höhere Werte als Amerikaner und Japaner. 22.5 Prozent der chinesischen Studenten erkennen

den Gesichtsausdruck ängstlicher männlicher Europäer und 38.98 Prozent erkennen Ärger bei männlichen Japanern. Angst bei Europäern und Ekel bei Japanern können von chinesischen Studenten signifikant schlechter erkannt werden als in Matsumoto und Ekman's Studie. Bei den anderen Emotionen liegt die Erkennungsrate meist zwischen 40 bis 50 Prozent. Damit sind die Werte deutlich niedriger als in Ekman's Studie, in der dasselbe Bildmaterial vorgegeben wird und ebenfalls Studenten getestet werden, jedoch die Stichprobe mit 29 Chinesen und 98 Japanern deutlich kleiner ist. Japaner erkennen bei Europäern zu 65 Prozent Angst, zu 60 Prozent Ekel und zu 67 Prozent Ärger.

Laut Huang et al. (2008) kann bei Emotionen mit extrem geringer Erkennungsrate in einer Kultur nicht behauptet werden, dass sich die Personen alle irren. Negative Emotionen wie Trauer, Ekel, Verachtung und Ärger bestehen in der alltäglichen Darstellung meist aus mehreren unterschiedlichen Emotionen, z.B. kommt bei ärgerlichen Personen häufig gleichzeitig Ekel und Verachtung und bei traurigen Personen auch Angst vor. Chinesen und Europäer haben in beiden Studien bei Freude und Überraschung hohe Werte. Dies deutet auf eine große kulturelle Übereinstimmung hin. Den Autoren nach wird Freude als sog. *primary emotion* im Alltag ohne eine zweite Emotion gezeigt, während z.B. Ekel häufig als *secondary emotion* mit Verachtung, Angst häufig zusammen mit Überraschung gezeigt wird

Im Rahmen der Studie von Shiori et al. (2002) werden japanische Studenten mit den Ergebnissen einer Studie von amerikanischen Studenten verglichen, um mögliche Unterschiede im Erkennen von Gesichtsausdrücken zu untersuchen.

Die Emotionserkennung wird ebenfalls mittels JACFEE photo set von Matsumoto und Ekman (1988) erfasst.

Japanische Studenten erkennen Emotionen meist dann richtig, wenn sie deren Intensität sehr hoch einschätzen. Negative Emotionen wie Ärger, Verachtung und Angst werden von ihnen schlecht erkannt. Bei Überraschung und Freude zeigen japanische Studenten mit 98 bis 95 Prozent eine gute Emotionserkennung. Shiori et al. (2002) vermuten, dass Japaner mit hohen kollektivistischen Werten sehr stark an Harmonie in der Gruppe interessiert sind und daher negative Emotionen leichter übersehen. Bei den amerikanischen Studenten hängt die Anzahl richtig erkannter Gesichtsausdrücke nicht mit deren Intensitätseinschätzung zusammen. Amerikanische Studenten erkennen mit Ausnahme der Verachtung alle anderen Basisemotionen ähnlich häufig. Bei den japanischen Studenten wird kein Geschlechterunterschied in der Emotionserkennung und deren Intensitätsbeurteilung

festgestellt und bei den amerikanischen Studenten werden keine geschlechtsspezifischen Unterschiede untersucht.

In einer Studie von Derntl et al. (2009) werden Asiaten und Europäern im Rahmen einer funktionellen Magnetresonanztomographie fMRI Studie Gesichtsausdrücke mittels Farbfotos gezeigt. Das Bildmaterial zeigt Personen mit ärgerlichem, von Ekel erfüllten, ängstlichem, freudigem, traurigem und neutralem Gesichtsausdruck und besteht zur Hälfte aus asiatischen und europäischen Gesichtern. Während des Betrachtens der Gesichter tritt bei Asiaten eine stärkere Amygdala-Aktivierung auf. Jene Asiaten mit kürzerer Aufenthaltsdauer in Europa weisen dabei eine signifikant stärkere Amygdala-Aktivität auf als Asiaten mit längerer Aufenthaltsdauer. Ärger und Ekel werden von Europäern signifikant besser erkannt.

In einer weiteren fMRI Studie von Derntl et al. (2009) werden Europäern Gesichtsausdrücke mittels Farbfotos gezeigt. Das Bildmaterial zeigt ebenfalls Personen mit ärgerlichem, von Ekel erfüllten, ängstlichem, freudigem, traurigem und neutralem Gesichtsausdruck und besteht zur Hälfte aus afroamerikanischen (AA) und europäischen (CA), männlichen und weiblichen Gesichtern.

Während des Betrachtens der Gesichter tritt eine verstärkte bilaterale Amygdala-Aktivität auf. Diese ist unabhängig von der gezeigten Emotion, der Gruppe des gezeigten Stimulus und dem Geschlecht der Betrachter. Nur bei Männern kann ein Zusammenhang zwischen höherer Amygdala-Aktivität und besserer Wahrnehmung ängstlicher Gesichtsausdrücke beobachtet werden. Ängstliche Gesichter werden dabei unabhängig von Geschlecht und Gruppe des Stimulusmaterials besser erkannt. Die Emotionserkennungsleistung hängt den Ergebnissen zufolge signifikant von den gezeigten Emotionen ab, wobei sich kein Effekt der Kultur der Darsteller nachweisen lässt. Die Emotionserkennung unterscheidet sich bei Frauen und Männern nicht signifikant. Ärger, Ekel und ein neutraler Gesichtsausdruck werden besser bei AA Gesichtern erkannt. Trauer und Freude werden bei CA Gesichtern leichter erkannt. Von der Gruppe unabhängig sind die erfassten Reaktionszeiten bei ängstlichen Gesichtern kürzer. Die Reaktionszeiten bei den übrigen Emotionen unterscheiden sich zwischen den Gruppen nicht signifikant.

4.6 Emotionserkennung bei sozial ängstlichen Personen

In einer Studie von Wieser (2007) werden sozial ängstlichen Personen mittels Animationssoftware Stimuli auf einem Bildschirm gezeigt, die auf männlichen und weiblichen Prototypen basieren und jeweils eine von insgesamt 6 unterschiedlichen Emotionen zeigen. Die Gesichter werden animiert, um den Blickkontakt in sozialen Situationen ebenso experimentell kontrollieren zu können. Jeder emotionale Gesichtsausdruck wird neben einem neutralen Gesichtsausdruck platziert und befindet sich einmal links und einmal rechts davon. Die sozial ängstlichen Personen bekommen die Aufgabe, sich die Gesichter am Bildschirm anzuschauen. Augenbewegungen werden mittels Eye-Tracking-System aufgezeichnet. Anschließend werden die gezeigten Bilder von den untersuchten Personen anhand zweier Skalen bewertet, um zu erfassen, wie angenehm und anstrengend sie empfunden werden.

Es zeigt sich, dass weibliche Gesichter am häufigsten zuerst angeschaut werden. Sozial ängstliche Personen betrachten ärgerliche und freudige Gesichter mit besonderer Aufmerksamkeit. Vermutet wird jedoch, dass neutrale Gesichter auf Grund ihres uneindeutigen Aussagecharakters bei sozial ängstlichen Personen eine erhöhte Aufmerksamkeit erzeugen würden. Da neutrale und freudige Gesichter jedoch gleichzeitig gezeigt werden, wird die Aufmerksamkeit auf freudige Gesichter hingelenkt und neutrale Gesichter damit vermieden. Die von Wieser (2007) hergestellte Versuchsanordnung entspricht nach eigenen Angaben einer nicht bedrohlichen Situation.

Ein freudiger und ärgerlicher Gesichtsausdruck wird abhängig vom Geschlecht des Stimulusmaterials unterschiedlich bewertet (Hess et al., 2007). Männliche Gesichter werden eher mit Ärger und Ekel, weibliche Gesichter eher mit Angst und Freude in Verbindung gebracht. Die Autoren zeigen dies, indem in ihrer Studie der Schreckreflex von amerikanischen Männern und Frauen bei ärgerlichen männlichen Gesichtern eher ausgelöst und bei weiblichen freundlichen Gesichtern eher reduziert wird.

In einer Studie von Joormann et al. (2006) wird auch der Zusammenhang zwischen der Emotionserkennung und der sozialen Ängstlichkeit untersucht.

Dabei können traurige und freudige Gesichter von sozial ängstlichen Personen ähnlich gut erkannt werden, wie von sozial unängstlichen Personen. Ärgerliche Gesichter hingegen

können sozial ängstliche Personen schon bei vergleichsweise geringerer Intensität als solche erkennen.

Bei der Studie handelt es sich um die erste, in der sozial ängstlichen Personen Gesichter mit Emotionen in aufsteigender Intensität vorgegeben werden. In allen Studien, die zuvor durchgeführt wurden, wurden die Gesichter in einer standardmäßig hohen Intensität präsentiert. Trotzdem bleibt dabei unklar, ob eine Person eine bestimmte Emotion erst in einer höheren Intensität erkennt, oder diese bereits schon früher richtig erkennen kann, jedoch erst später bereit ist, darauf entsprechend zu reagieren.

Mogg et al. (2004) zeigen in ihrer Studie sozial ängstlichen Personen und Kontrollprobanden neutrale, ärgerliche und freudige Gesichter. Alle Teilnehmer bekommen immer jeweils zwei Bilder mit ärgerlichen, freudigen und neutralen Gesichtern in unterschiedlicher Kombination zu sehen. Anschließend müssen sie je nach Bedingung nach 500 oder 1250 ms Bilddarbietung mit einer Taste auf die Emotion eines der beiden Gesichter reagieren. Ein ärgerliches Gesicht wird zusammen mit einem neutralen Stimulus präsentiert. Anschließend sehen die Teilnehmer einen Testreiz an der Stelle eines der beiden zuvor gezeigten Stimuli und sie sollen auf diesen so schnell wie möglich mit der entsprechenden Taste, welche der Lokalisation des Reizes entspricht, reagieren. Eine Aufmerksamkeitsverzerrung wird festgestellt, wenn auf jene Testreize, die den furchtrelevanten Reiz ersetzen, schneller reagiert wird als auf Testreize, die einen neutralen Stimulus ersetzen. Aus dieser Differenz wird geschlossen, dass die Aufmerksamkeit auf den furchtrelevanten Stimulus gerichtet ist, woraufhin schneller reagiert werden kann. Eine mögliche Reaktion ist es auch, auf das ärgerliche Gesicht mit Vermeidungsverhalten zu reagieren.

In der 500 ms Bedingung reagieren sozial ängstliche Personen auf ärgerliche Gesichter mit erhöhter Aufmerksamkeit. In der 1250 ms Bedingung werden keine Unterschiede zwischen der Gruppe der sozial ängstlichen Personen und der Kontrollgruppe gefunden. Wie schon bei Joorman et al.(2006) und Wieser (2007) wird auch hier eine erhöhte Aufmerksamkeit von sozial ängstlichen Personen auf ärgerliche Gesichter beobachtet.

In einer Studie von Mansell et al. (1999) wird die selektive Aufmerksamkeit bei sozial ängstlichen und wenig sozial ängstlichen Studenten der Universität Oxford auf negative, positive und neutrale Gesichter ebenfalls mittels der auch von Mogg et al. eingesetzten „Dot-Probe-Aufgabe“ untersucht. Alle Teilnehmer durchlaufen eine sozial bedrohliche Situation, indem behauptet wird, sie müssten in Anschluss an gezeigte Gesichter eine Rede vor anderen

Personen halten, welche aufgezeichnet wird, ein polarisierendes Thema betrifft und bewertet wird. Mittels Fragebogen und genauer mündlicher Befragung wird geprüft, ob die Studenten daran glauben, die Rede tatsächlich halten zu müssen. Jene sozial ängstlichen und sozial unängstlichen Studenten, die nicht dran glauben, werden von der Studie ausgeschlossen. In der Vorbereitungszeit werden allen Teilnehmern Fotos mit den Gesichtsausdrücken Ärger, Ekel, Angst, Trauer vorgegeben, wobei die gezeigten Gesichter 500 ms lang jeweils neben einem Haushaltsobjekt wie Uhren, Telefone, Sofas, Staubsauger platziert werden. Die Bildpaare werden diagonal am Bildschirm angeordnet. Dabei ist ein Bild rechts oben, das andere links unten, oder eines rechts unten und das andere Bild links oben. Die Bilder werden in einer „Dot- Probe Aufgabe“ gezeigt. In Anschluss an jedes Bild soll mit den Tasten „E“ und „F“, welche die jeweilige Position des zuvor gezeigten Bildes angeben, so schnell wie möglich reagiert werden.

Danach werden in der *memory task* positive, neutrale, negative Gesichtsausdrücke gezeigt. Eine Hälfte der Fotos ist bereits in der „Dot-Probe-Aufgabe“ vorgeführt worden, die andere Hälfte besteht aus unbekannten Gesichtern. Mittels Tastenwahl soll angegeben werden, ob das jeweilige Gesicht bereits gesehen wurde.

Den Ergebnissen der Studie von Mansell et al. (1999) nach sind sozial ängstliche Personen unter der sozial bedrohlichen Situationsbedingung wie erwartet ängstlicher als ohne Bedrohungsszenario. Personen mit starker sozialer Ängstlichkeit in der Bedrohungssituation vermeiden negative und positive Gesichter stärker als neutrale Gesichter. Ohne Bedrohungssituation tritt dieser *attentional bias* nicht auf. Die Gruppe mit geringer sozialer Ängstlichkeit reagiert unabhängig von der sozialen Bedrohungssituation auf alle drei Gesichtstypen gleich. Sozial ängstliche Studenten vermeiden signifikant häufiger negative und positive Gesichtsausdrücke. Neutrale Gesichter erhalten in beiden Gruppen (ängstlich vs. wenig ängstlich) die gleiche Aufmerksamkeit. Hohe soziale Ängstlichkeit hängt mit häufigen fehlerhaften Reaktionen auf neutrale Gesichter zusammen.

Die Autoren nehmen an, dass positive und negative Gesichtsausdrücke zu einer sozialen Interaktion auffordern, welche sozial ängstliche Personen nach Möglichkeit vermeiden wollen. Auf Grund der sozialen Ängstlichkeit wird der Gesichtsausdruck auch nicht richtig verarbeitet, weshalb nicht zwischen einem positiven nicht bedrohlichen und einem negativen bedrohlichen Gesichtsausdruck unterschieden wird. Neutrale Gesichter hingegen fordern kaum zu sozialer Interaktion auf. Daher ist die diesbezügliche Aufmerksamkeit bei sozial ängstlichen Personen gering.

Mittels funktioneller Magnetresonanztomographie (fMRI) werden in einer Studie von Phan et al. (2005) Amerikaner untersucht, um Erkenntnisse über den Zusammenhang zwischen sozialer Ängstlichkeit und erhöhter Amygdala-Aktivität beim Betrachten negativer Gesichtsausdrücke (Ärger, Ekel, Angst) zu gewinnen. Dabei werden Personen mit genereller sozialer Phobie (GSP) mit gesunden Personen verglichen. Personen mit GSP leiden seit mindestens 12 Monaten vor der Studie an keiner weiteren klinischen Diagnose wie z.B. einer Major Depression. Beide Gruppen unterscheiden sich nicht signifikant im Alter, der Geschlechterverteilung und Bildungsstand. GPS Patienten schätzen sich als moderat bis stark sozial ängstlich und kaum depressiv ein. Mittels standardisiertem Emotionserkennungstest von Gur et al. (2002) werden beiden Gruppen 96 Gesichtsausdrücke im Magnetresonanztomographen vorgegeben, welche Ärger, Angst, Ekel, Trauer, einen neutralen Gesichtsausdruck und Freude zeigen.

Die Autoren können in der Emotionserkennungsleistung und den Reaktionszeiten keine signifikanten Unterschiede zwischen den Gruppen sowohl insgesamt als auch bezogen auf jede einzelne Emotion beobachten. Bei ärgerlichem, ekeligem und traurigem Gesichtsausdruck zeigen die Teilnehmer mit GSP eine signifikant größere Aktivität in der rechten Amygdalaregion, jedoch nicht in der linken. Bei freudigen Gesichtern gibt es keine signifikanten Unterschiede zwischen beiden Gruppen. Den Erwartungen der Autoren entsprechend hängt die Aktivität der rechten Amygdala bei negativen Gesichtsausdrücken mit dem Ausmaß der sozialen Ängstlichkeit zusammen, jedoch nicht mit Depressionswerten. Neben der Aktivität der Amygdala wird bei der GSP Gruppe bei negativen Gesichtsausdrücken auch eine erhöhte Aktivität im Hippocampus, dem rechten dorsalen anterioren cingulären Kortex und dem rechten postzentralen Sulcus gefunden.

Ebenfalls in einer fMRI- Studie, welche von Stein et al. (2007) durchgeführt wird, werden bei einer nicht klinische Stichprobe von Studenten aus San Diego, die Aktivität der Amygdala und weitere Teile des limbischen Systems während der Betrachtung von Gesichtsausdrücken in Zusammenhang mit Ängstlichkeit erfasst. Ursprünglich 3000 Studenten werden mittels State Trait Anxiety Inventory STAI von Spielberger (1981) gescreent. Personen mit einem Prozentrang (PR) unter 15 werden der Gruppe mit erhöhter Ängstlichkeit und Personen mit einem PR zwischen 40 und 60 jener Gruppe mit unauffälligen Ängstlichkeitswerten zugeordnet. Ein geringer Teil davon ist bereit, an der fMRI- Studie teilzunehmen. Insgesamt können 32 Personen getestet werden, darunter 14 Frauen und 2 Männer mit normaler Ängstlichkeit und 12 Frauen und 4 Männer mit erhöhter Ängstlichkeit. Alle Personen werden

anhand der DSM IV Kriterien geprüft, jedoch wird zwischen der Diagnose einer Angststörung und erhöhter Ängstlichkeit unterschieden. Keine der Personen ist in Behandlung oder hat eine Behandlung aufgesucht. Innerhalb der ängstlichen Gruppe geben 7 Personen einzelne Symptome der generalisierten Angststörung oder einer sozialen Phobie an, bei 5 weiteren Personen kann sogar eine generalisierte Angststörung diagnostiziert werden, bei 3 Personen wird eine generalisierte Angststörung mit einer generalisierten sozialen Phobie diagnostiziert und eine Person leidet an 4 Formen von Angststörungen

Mittels NEO Five Factor Inventory von Costa und Mc Crae (1993) werden Persönlichkeitsmerkmale, z.B. Neurotizismus erfasst. Zudem werden die Angstsensitivität und die Verhaltenshemmung erhoben.

Während der Magnetresonanztomographie wird jeder Person ein Emotions-matching-Task vorgegeben, wo zwei Gesichtsausdrücken (Ärger, Angst und Freude) ein dritter Gesichtsausdruck richtig zugeordnet wird.

Beide Gruppen unterscheiden sich signifikant in der Ängstlichkeit, den Neurotizismuswerten und der Angstsensitivität, jedoch nicht in der Verhaltenshemmung. Kein signifikanter Unterschied wird in Erkennungsleistung und den Reaktionszeiten beobachtet. Die ängstlicheren Studenten haben beim Betrachten der Gesichter eine signifikant höhere Aktivität des bilateralen anterioren insular Cortex. Insgesamt zeigt sich eine höhere Amygdala- und Insula- Aktivierung bei ängstlicheren Personen. Das Ausmaß der Aktivität hängt neben erhöhter Ängstlichkeit auch mit dem Ausmaß an Neurotizismus und Angstsensitivität zusammen. Höhere Werte bedeuten dabei eine höhere Aktivierung. Eine vergleichsweise erhöhte Amygdalaaktivität kann bei allen getesteten Personen mit höherer Ängstlichkeit (generalisierte Angststörung, soziale Phobie, Panikstörung) beobachtet werden.

In einer Studie von Kolassa und Miltner (2006) werden Studenten mit sozialer Phobie, mit Spinnenphobie und eine dritte Gruppe ohne psychische Beeinträchtigung untersucht. Es bestehen keine signifikanten Altersunterschiede zwischen den Gruppen. Das Verhältnis von Männern und Frauen ist in allen drei Gruppen gleich. Das Vorliegen einer sozialen Phobie oder einer Spinnenphobie wird mit den DSM IV-Kriterien geprüft.

Männliche und weibliche Gesichter mit ärgerlichen, freudigen und neutralen Gesichtsausdruck werden gezeigt. Die Personen sollen auf Geschlecht und Emotion mittels zugehöriger Taste richtig reagieren. Dabei werden die Reaktionszeit und die Anzahl der Fehler gemessen. Parallel dazu wird die Herzrate erfasst und ein Elektroenzephalogramm (EEG) durchgeführt.

Es zeigen sich keine signifikanten Unterschiede zwischen Personen mit sozialer Phobie und der Kontrollgruppe in den Reaktionszeiten, der Fehleranzahl und der Herzfrequenz in Abhängigkeit zum gezeigten Gesichtsausdruck. Studenten mit sozialer Phobie zeigen jedoch bei ärgerlichen Gesichtern wie erwartet ein stärkeres ereigniskorreliertes Potential N170 im rechten temporalen Parietallappen. Höhere Werte in der Sozialenphobieskala hängen signifikant mit einer stärkeren N170 Amplitude zusammen. Die N170 ist ein sog. *visuell event related potential* und steht in Zusammenhang mit der Verarbeitung visueller Information, vor allem von Gesichtern. Daher ist das gefundene Ergebnis den Autoren nach nicht überraschend. Das Geschlecht kann in der Gruppe mit sozialer Phobie und der Kontrollgruppe schneller erkannt werden als die Emotion. Bei neutralen Gesichtern wird das Geschlecht schneller erkannt als bei freudigen und ärgerlichen Gesichtern. Freudige Gesichter werden schneller erkannt als neutrale und ärgerliche. Beide Gruppen unterscheiden sich darin nicht signifikant. Bei ärgerlichen Gesichtern ist die Herzrate in beiden Gruppen signifikant höher als bei neutralen Gesichtern. Die visuelle P1 Amplitude unterscheidet sich in beiden Gruppen nicht signifikant. Die P1- Amplitude steht in Zusammenhang mit der Aufmerksamkeit auf visuelle und emotional bedeutsame Inhalte. Sie ist in beiden Gruppen daher erwartungsgemäß bei ärgerlichen und freudigen Gesichtern stärker ausgeprägt als bei neutralen. Bei Personen mit sozialer Phobie wird ein Vermeiden ärgerlicher Gesichter und damit eine verringerte P1 Amplitude erwartet, da ärgerliche Gesichter auf eine bedrohliche soziale Situation hinweisen. Es kann jedoch weder auf eine defensive Reaktion noch auf eine erhöhte Aufmerksamkeit auf ärgerliche Gesichter geschlossen werden. Auch Spinnenphobiker zeigen keine erhöhte P1 Aktivität. Den Autoren nach würde eine erhöhte P1 Aktivität bei Spinnenphobikern auf Grund der Ergebnisse früherer Studien auftreten, wenn Spinnen gezeigt würden. Kolassa und Miltner (2006) schließen daraus, dass ärgerliche Gesichter für soziale Phobiker einen anderen Bedrohungscharakter haben müssen als Spinnen für Spinnenphobiker.

4.6.1 Kulturelle Unterschiede in der Emotionserkennung bei sozialer Ängstlichkeit

In einer Studie von Lau et al. (2009) wird die Fähigkeit zur Emotionserkennung bei asiatisch amerikanischen und europäisch amerikanischen Studenten verglichen.

Dabei können Emotionen von asiatisch amerikanischen Studenten laut Selbsteinschätzung und objektivem Test schlechter erkannt werden. Den Studenten werden jeweils Gesichter aus derselben Kultur vorgegeben. Asiatisch amerikanische Studenten haben signifikant größere

Schwierigkeiten dabei, negative emotionale Stimuli (Trauer, Ärger, Ekel) von Gesichtern derselben Kultur richtig zuzuordnen. Die Angst davor, sein Gesicht zu verlieren und die Fähigkeit, die Emotionen von anderen Personen erkennen zu können, erklären 44 Prozent an der Gesamtvarianz der sozialen Ängstlichkeit. Kulturelle Unterschiede in der Erziehung und der daraus entstehenden Tendenz, ein Gefühl von Scham zu entwickeln, hängt hingegen nicht mit der erhöhten sozialen Ängstlichkeit bei asiatischamerikanischen Studenten zusammen.

Wie bereits in der Studie von Harris und Aycicegi (2006) erwähnt, hängt kulturunabhängig ein Konflikt zwischen individualistischer oder kollektivistischer Persönlichkeit und den vorherrschenden kulturellen Werten im Rahmen der kulturellen Anpassung mit einer schlechteren psychischen Gesundheit und höheren sozialen Ängstlichkeitswerten zusammen. Inwieweit die Emotionserkennung mit der kulturellen Anpassung in Zusammenhang steht, wird in einer Studie von Yoo et al. (2005) untersucht.

In dieser Studie werden Studenten aus San Francisco getestet. Die nicht klinische Stichprobe besteht aus Studenten aus Europa bei 17 Prozent, Asien bei 73 Prozent und Südamerika bei 9.5 Prozent. Der Durchschnitt der Studenten lebt bis zum Testzeitpunkt seit 8.22 Monaten in den USA.

Die Testung findet innerhalb eines Studienjahres im Abstand von drei Monaten insgesamt dreimal statt. Zu jedem Testzeitpunkt werden alle Verfahren vorgegeben.

Die Emotionserkennung wird mit dem Japanese and Caucasian Brief Effect Recognition Test JACBART von Matsumoto et al. (2000) erfasst. Dabei werden 56 Bilder mit den Emotionen Ärger, Verachtung, Ekel, Angst, Freude, Trauer, Überraschung gezeigt, wobei die jeweilige Emotion richtig benannt werden soll. Der ICAPS von Matsumoto et al. (2001) dient der Erfassung der Emotionsregulierung. Die Items erfassen in dem Zusammenhang Offenheit, Flexibilität und kritisches Denken. Für die Studie wird ein Gesamtwert berechnet. Beim Beck Anxiety Inventory von Beck (1988) handelt es sich um einen Selbstbeurteilungsfragebogen, welcher körperliche und kognitive Symptome der Ängstlichkeit erfasst. Mittels Beck-Depressions-Inventar von Beck et al. (1996) werden kognitive, körperliche und verhaltensbezogene Aspekte der Depression erhoben. Um das Ausmaß an Pessimismus und negativen Erwartungen zu erfassen, wird der Beck Hopelessness Scale BHS von Beck et al. (1974) vorgegeben. Zudem werden mittels Fragebögen demographische Daten, das Ausmaß an Kulturschock im Zuge der kulturellen Anpassung, Heimweh und die Lebenszufriedenheit berichtet.

59 Prozent der Studenten erkennen die Emotionen im JACBART richtig und befinden sich damit im Normalbereich. Die Studenten geben unabhängig ihrer Gruppe hohe Zufriedenheitswerte, einen geringen Kulturschock und moderates Heimweh an. Zum Zeitpunkt 1 sind die kulturellen Anpassungsprobleme gering. Die Ergebnisse zum Zeitpunkt 2 unterscheiden sich nicht signifikant von Zeitpunkt 1. Bessere Emotionserkennungswerte bei Ekel, Freude und ein Gesamtwert für die Erkennungsleistung aller Emotionen hängen mit hoher Emotionsregulierung zusammen. Als Indikatoren für die kulturelle Anpassung werden Ängstlichkeit, Zufriedenheit, Kulturschock, Depression, Hoffnungslosigkeit und Heimweh erfasst. Höhere Emotionsregulation hängt bei allen erhobenen Indikatoren zu allen drei Messzeitpunkten signifikant mit besserer kultureller Anpassung zusammen. Das Erkennen von Ärger und hohe Werte in der Emotionsregulierung sagen eine erfolgreiche kulturelle Anpassung voraus, während sich eine hohe Erkennungsleistung bei Verachtung, Angst und Trauer negativ auf die kulturelle Anpassung auswirkt. Die Emotionsregulierung beeinflusst nicht den Zusammenhang zwischen Emotionserkennen und kultureller Anpassung. Emotionserkennung und Emotionsregulierung üben daher unabhängig voneinander einen Einfluss auf die kulturelle Anpassung aus

EMPIRISCHER TEIL

5 Zielsetzung

Betrachtet man die Ergebnisse bisheriger Studien in Zusammenhang mit der Häufigkeit der sozialen Phobie und der TKS, dann wird übereinstimmend ein Auftreten beider Formen der sozialen Ängstlichkeit in unterschiedlichen Kulturen festgestellt. In den meisten Studien werden höhere TKS-Werte in überwiegend kollektivistisch orientierten Ländern gefunden. Bei der sozialen Phobie werden in überwiegend kollektivistisch geprägten Kulturen nur zum Teil höhere Werte in der sozialen Phobie erhoben.

Jene Ergebnisse in Zusammenhang mit der sozialen Ängstlichkeit, die von Personen aus unterschiedlichen Kulturen stammen, sind nicht unmittelbar auf Migranten hin übertragbar. Ob und wenn ja in welcher Form es in Folge eines kulturellen Austausches zu Veränderungen beider Formen der sozialen Ängstlichkeit kommt, darüber gibt es wenig Information und diese vermittelt zudem ein sehr uneinheitliches Bild.

In der vorliegenden Arbeit wird daher versucht, das Vorliegen möglicher Unterschiede in beiden Formen der sozialen Ängstlichkeit bei in Europa studierenden ostasiatischen und europäischen Studenten zu prüfen.

Zudem wird das kulturelle Merkmal Individualismus/ Kollektivismus auf Ebene des Selbstbildes, der kulturellen Norm und des I-C-Gesamtwertes betrachtet und es wird der Frage nachgegangen, ob in Europa studierende Personen ostasiatischer und europäischer Abstammung sich hinsichtlich dieser kulturellen Merkmale voneinander unterscheiden bzw. ob es Unterschiede in Zusammenhang mit beiden Formen der sozialen Ängstlichkeit gibt.

5.1 Fragestellungen

5.1.1 Soziale Phobie und TKS

Aus den in Kapitel 4.1.1; 4.1.2; 4.1.3; 4.2 und 4.2.1 dargestellten Ergebnissen können folgende Alternativhypothesen abgeleitet werden:

Untersucht wird das Vorliegen möglicher Unterschiede zwischen den Studenten der ostasiatischen und europäischen Gruppe hinsichtlich der sozialen Phobie, der TKS und deren

Zusammenhänge mit der Individualismus-Kollektivismus-Dimension auf individueller und auf gesellschaftlicher Ebene.

Daraus lassen sich folgende Alternativhypothesen aufstellen:

H1.1: Es zeigen sich geschlechtsspezifischen Unterschiede bei ostasiatischen und europäischen Studenten in beiden Formen der sozialen Ängstlichkeit.

H1.2 Europäische und ostasiatische Studenten unterscheiden sich in der sozialen Ängstlichkeit voneinander.

H1.3: Es zeigen sich geschlechtsspezifische Unterschiede im Vermeidungsverhalten bei ostasiatischen und europäischen Studenten.

H1.4: Ostasiatische Studenten zeigen ein stärker ausgeprägtes Vermeidungsverhalten als europäische Studenten.

H1.5: Ostasiatische Studenten mit kürzerer Aufenthaltsdauer in Europa zeigen ein stärkeres Vermeidungsverhalten als Ostasiaten mit längerer Aufenthaltsdauer.

H1.6: Die Gruppen unterscheiden sich hinsichtlich der TKS-Werte dahingehend, dass Ostasiaten höhere Werte angeben als Europäer.

H1.7: Die Ausprägung auf der I-C-Dimension hängt mit der Höhe der sozialen Ängstlichkeit zusammen. Personen mit höheren kollektivistisch orientierten Werten geben höhere soziale Ängstlichkeitswerte an.

H1.8: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen den Kollektivismuswerten im kulturellen Selbstbild und der wahrgenommenen kulturellen Norm und den sozialen Ängstlichkeitswerten. Höhere Kollektivismuswerte hängen mit höheren sozialen Ängstlichkeitswerten zusammen. Dies gilt stärker für das kulturelle Selbstbild als für die wahrgenommene kulturelle Norm.

H1.9: Es besteht ferner ein Zusammenhang zwischen Kollektivismuswerten im kulturellen Selbstbild, der wahrgenommenen kulturellen Norm.

5.1.2 Individualismus versus Kollektivismus

Aus den in Kapitel 1.4 dargestellten Ergebnissen können folgende Alternativhypothesen abgeleitet werden.

H1.10: Es zeigen sich geschlechtsspezifische Unterschiede im I-C-Gesamtwert bei europäischen und ostasiatischen Personen.

H1.11: Es zeigen sich Unterschiede in der I-C Dimension zwischen in Europa studierenden Ostasiaten und Europäern.

Europäische Studenten haben verglichen mit den ostasiatischen Studenten ein stärker ausgeprägtes individualistisches Selbstbild, höhere Individualismuswerte bei der kulturellen Norm und dem I-C- Gesamtwert.

H1.12: Es zeigen sich Unterschiede in den Zusammenhängen zwischen ostasiatischen Studenten mit kürzerer und längerer Aufenthaltsdauer in Europa und den I-C- Werten. Der Zusammenhang zwischen der Aufenthaltsdauer in Österreich und den I-Werten fällt bei ostasiatischen Studenten mit längerer Aufenthaltsdauer höher aus. Hinsichtlich der kulturellen Norm gibt es keine Unterschiede.

H1.13: Ostasiatische und europäische Studenten unterscheiden sich in ihrem Zusammenhang zwischen dem kulturellem Selbstbild und der wahrgenommen kulturellen Norm voneinander. Der größte Zusammenhang besteht bei europäischen Studenten, gefolgt von ostasiatischen Studenten mit kürzerer Aufenthaltsdauer und ostasiatischen Studenten mit längerer Aufenthaltsdauer.

5.1.3 Emotionserkennung

H1.14: Personen mit höheren Werten in der sozialen Ängstlichkeit verfügen über eine schlechtere Emotionserkennungsleistung.

H1.16: Es besteht ein Zusammenhang zwischen dem kulturellen Selbstbild, der wahrgenommenen kulturellen Norm und der Emotionserkennungsleistung.

H1.16: Es zeigen sich Unterschiede zwischen den Geschlechtern hinsichtlich dem kulturellen Selbstbild, der wahrgenommenen kulturellen Norm und der Emotionserkennungsleistung.

6 Planung und Durchführung der Studie

6.1 Studiendesign

Die Stichprobe besteht aus ostasiatischen und europäischen Studenten. Daher handelt es sich um zwei natürliche Gruppen.

Da die Gruppenzuteilung auf Grund der Herkunft erfolgt und diese von Personengruppen nicht willentlich beeinflussbar ist, handelt es sich um ein quasiexperimentelles Design.

Bei allen Personen werden dieselben Verfahren einmalig vorgegeben, weshalb es sich um eine Querschnittanalyse handelt.

Eine mögliche Zuteilung der Personen zu einer der beiden Gruppen erfolgt anhand zuvor festgelegter Einschlusskriterien.

Dazu zählen ein Mindestalter von 18 Jahren, ein Studium oder ein akademischer Grad, gute Deutsch- oder Englischkenntnisse, europäischer Geburtsort und europäische Verwandte oder ein ostasiatischer Geburtsort mit zumindest einem Elternteil aus Ostasien.

Den Ausschlusskriterien entsprechen eine starke Beeinträchtigung der Sehleistung und Schreibleistung, dem Vorhandensein von bestimmten Erkrankungen wie ein grippaler Infekt, Einnahme von bestimmten Medikamenten, eine beeinträchtigte Aufmerksamkeit, Alkohol- und/oder Drogenabhängigkeit, Beeinträchtigung der Leistungsfähigkeit und eigene psychische Erkrankungen oder psychische Erkrankungen in der Familiengeschichte wie Schizophrenie ersten Grades, depressive Erkrankungen oder Angststörungen.

Dieselbe Stichprobe wird für zwei Diplomarbeiten herangezogen. Alle getesteten Personen bekommen zusätzlich mit dem TAS 20 und den ARES- Skalen zwei weitere Papier-Bleistift-Verfahren und mit dem Kultur-IAT, den Ratingskalen, dem VERT-K und dem Joystick Task vier weitere Computerverfahren vorgegeben. In der zweiten Diplomarbeit werden die Verfahren TAS, ARES, und IAT eingesetzt und dort genau beschrieben (siehe Popa, in Arbeit).

Der Zeitrahmen für die Untersuchung erstreckte sich von März 2011 bis Dezember 2011.

6.1.1 Operationalisierung

Da Unterschiede zwischen Studenten ostasiatischer und europäischer Gruppe im Hinblick auf zahlreiche Merkmale geprüft werden, werden folgende Variablen als unabhängige Variablen festgelegt, welche vor der Untersuchung als bereits festgelegt gelten:

UV 1: Gruppe/Herkunftsland (eine bestimmte Gruppe wird angenommen, wenn die Übereinstimmung der Gruppe mit mindestens einem Elternteil gegeben ist)

UV2: Geschlecht (männlich versus weiblich)

Als abhängige Variablen werden kulturelle Merkmale, soziale Ängstlichkeit und die Emotionserkennung erfasst.

AV 1: kulturelles Selbstbild (persönliche Bewertung von Verhaltensweisen, die in einem bestimmten Land vorkommen)-erfasst mittels Cultural Orientation Scale (COS)

AV 2: wahrgenommene kulturelle Normen (Einschätzung der Häufigkeit bestimmter Verhaltensweisen in einem bestimmten Land)-ebenfalls mittels COS erhoben.

Beide Formen der sozialen Ängstlichkeit werden wie die kulturellen Werte auch mittels Selbsteinschätzungsfragebogen erfasst.

AV 3: Soziale Phobie: gemessen durch den Selbsteinschätzungsfragebogen.

AV 4: TKS: erfasst mittels Selbsteinschätzungsfragebogen TKSQ.

AV 5: Aufenthaltsdauer

In Europa bzw. in Ostasien (in Monaten).

AV 6: Emotionserkennungsleistung-mittels VERT-K erhoben.

6.1.2 Kontrolle möglicher Störvariablen

Mit Hilfe des soziodemographischen Fragebogens wird, um einen möglichen verfälschenden Einfluss auf die erhobene Testleistung mit berücksichtigen zu können, das Vorliegen einer

Augenentzündung, eines grippalen Infektes, Beeinträchtigung der Seh- und Schreibleistung, eine mögliche Medikamenten- und Drogeneinnahme und eine mögliche Beeinträchtigung der Aufmerksamkeit erhoben. Zudem werden Umstände, welche zu einer Verminderung der momentanen Leistungsfähigkeit führen können, erfragt und das Vorliegen persönlicher gegenwärtiger und vergangener psychischer Probleme und mögliche psychische Erkrankungen in der Familiengeschichte erfasst.

Personen mit der ostasiatischen und europäischen Gruppe werden so ausgewählt, dass sie sich in Abhängigkeit von Alter, Geschlecht und Bildungsstand möglichst gering voneinander unterscheiden.

In beiden Gruppen werden ausschließlich Studenten und Akademiker mit berücksichtigt, um das Ausbildungsniveau gleich zu halten.

Alle Verfahren können sowohl in englischer als auch in deutscher Sprache vorgegeben werden. Auf Grund des Bildungsstandes und dem Gespräch mit den zu testenden Personen können die Voraussetzung der Sprachfähigkeit als gegeben erachtet werden.

Die Testteilnahme erfolgt freiwillig und unter vergleichbaren Rahmenbedingungen.

6.2 Beschreibung der eingesetzten Verfahren

6.2.1 Soziodemographischer Fragebogen

Mit Hilfe des soziodemographischen Fragebogens werden demographische Daten wie Alter, Geschlecht, Wohnsitz, Bildungsstand und Gruppe erfasst.

Zudem werden die Aufenthaltsdauer in Europa und Ostasien, mögliche Verwandte aus Ostasien oder Europa, die Affinität zu Europa, China, Hong Kong, Japan, Nordkorea, Südkorea, Taiwan und die Häufigkeit des Kontaktes zu Europäern oder Ostasiaten erfragt.

Im letzten Teil des Fragebogens werden mögliche körperliche oder psychische Beeinträchtigungen der zu testenden Person oder innerhalb der Familiengeschichte der betreffenden Person erhoben.

6.2.2 Cultural Orientation Scale (COS,-Bierbrauer et al.,1994)

Die COS dient der Erfassung von Unterschieden in Bezug auf das Merkmal Kollektivismus/Individualismus. Das Verfahren unterscheidet auch zwischen den wahrgenommenen kulturellen Normen und dem kulturellen Selbstbild, indem jeweils 13 Items mittels siebenkategoriellen Antwortformats bearbeitet werden. Kulturelle Normen werden erfasst, indem die Person angeben soll, wie häufig die beschriebenen Verhaltensweisen ihrer Meinung nach in einem bestimmten Land (der Gruppe) vorkommen. Auf das kulturelle Selbstbild wird geschlossen, indem die betreffende Person nach ihren persönlichen Bewertungen dieser Verhaltensweisen gefragt wird. Höhere Scores entsprechen stärker kollektivistisch orientierten Werten.

Mit Hilfe der COS können Unterschiede im Merkmal Individualismus/Kollektivismus sowohl zwischen Individuen und Gruppen innerhalb einer Kultur oder eines Landes als auch zwischen verschiedenen Kulturen bzw. Ländern abgebildet werden.

Die Durchführung- Auswertungs- und Interpretationsobjektivität können auf Grund der standardisierten Vorgabe mit schriftlicher Instruktion des COS und der einfachen Auswertung und eindeutigen Interpretation der Ergebnisse als zufriedenstellend bewertet werden.

Die berichteten internen Konsistenzen als Maßzahlen für die Reliabilität betragen je nach Autor zwischen .59 (Goodwin & Plaza, 2000) bis .82 (Bierbrauer et al., 1994). Ökonomie und Zumutbarkeit sind wegen einer Durchführungszeit von 10 bis 15 Minuten gegeben. Zudem setzt die Anwendung des Fragebogens keine spezifischen Kenntnisse oder Fähigkeiten voraus.

In kulturvergleichenden Studien mit unterschiedlichen kulturellen Kontexten kann die COS signifikant zwischen Personen aus überwiegend kollektivistisch und überwiegend individualistisch orientierten Kulturen unterscheiden (Bierbrauer et al, 1994; Goodwin & Plaza, 2000).

6.2.3 Liebowitz Social Anxiety Scale (-LSAS, dt. Version Stangier & Heldenreich, 2005)

Die soziale Phobie wird mittels Liebowitz Social Anxiety Scale LSAS (deutsche Version, Stangier & Heldenreich, 2005) erfasst.

Der Selbsteinschätzungsfragebogen LSAS beinhaltet 24 Items, die sowohl zur Erfassung von Ängstlichkeit in Leistungssituationen, sozialen Interaktionen und auch in Situationen, in denen eine Bewertung durch andere Personen stattfindet, dienen. Alle Items sollen jeweils im Hinblick auf das Ausmaß an hervorgerufener Ängstlichkeit und auch hinsichtlich eines möglichen Vermeidungsverhaltens eingeschätzt werden.

Durchführungs- Auswertungs- und Interpretationsobjektivität sind gegeben, da es sich beim LSAS um ein standardisiertes Verfahren mit festgelegter schriftlicher Instruktion und mit verständlichen und einfach anzuwendenden Auswertungsrichtlinien handelt.

Befriedigende innere Konsistenzen für die deutsche Version werden für die Gesamtskala mit $r = .91$ und die beiden Subskalen Angst mit $r = .67$ und die Subskala Vermeidung mit $r = .71$ gefunden. (Heinberg et al., 1999).

Bei der Überprüfung der konvergenten Validität werden durchwegs positive Korrelationen zwischen LSAS, SIAS, SPS und SPAI festgestellt.

Bei der Überprüfung der diskriminativen Validität ergeben die Korrelationen zu konstruktfernen Verfahren wie dem BDI (Beck et al., 1990) entgegen den Erwartungen hohe Korrelationen. Der LSAS scheint daher weniger gut in der Lage zu sein, zwischen der sozialen Phobie und Stimmungsveränderungen zu differenzieren.

Das Gütekriterium der Ökonomie ist auf Grund der kurzen Testdauer bei gleichzeitig hohem Informationsgewinn erfüllt. Die hohe Zumutbarkeit ergibt sich aus der einfachen Beantwortung der verständlich formulierten Items und der kurzen Testdauer.

6.2.4 Taijin Kyofu-Sho- Questionnaire (-TKSQ, Choy et al., 2008)

Im TKSQ von Choy et al. (2008) wird die häufig in kollektivistisch orientierten Ländern auftretende Form der sozialen Angststörung taijin kyofusho erfasst. Der TKS Fragebogen besteht aus insgesamt 30 Items und erfasst das Ausmaß an körperlichen und verhaltensmäßigen Symptomen im Hinblick auf die Ängstlichkeit, welche durch die eigene

Verlegenheit, das Ausmaß an Unbehagen, welches bei anderen Personen hervorgerufen wird und den verletzten Gefühlen anderer zustande kommt.

Ängste werden in diesem Verfahren daher in drei verschiedene Bereiche unterteilt, indem danach gefragt wird, ob bei einer Person vor allem deshalb Angst auftritt, weil sie befürchtet, sich in einer bestimmten Situation selbst zu beschämen, bei einer anderen Person Unbehagen auszulösen oder Angst davor hat, auf Grund der eigenen Person auf eine andere Person beleidigend zu wirken.

Fünf der 10 Symptome, die mittels TKSQ erhoben werden, gelten als spezifisch für die TKS. Die anderen fünf Symptome, so wird angenommen, kommen sowohl bei der sozialen Angststörung, wie sie vor allem anhand westlicher Kriterien definiert wird, als auch bei der TKS vor.

Durchführungs- Auswertungs- und Interpretationsobjektivität sind beim TKSQ auf Grund der standardisierten Vorgabe mit festgelegter schriftlicher Instruktion gegeben. Für die US-amerikanische Version werden je nach Subskala mit $r = .65$ bis $r = .83$ und für die koreanische Stichprobe mit $r = .63$ bis $r = .87$ befriedigende innere Konsistenzen berichtet. Die konvergente Validität zu konstrukt-nahen Verfahren wird nicht errechnet. Die diskriminative Validität fällt zu Verfahren wie dem BDI (Beck et al., 1960) mit $r = .21$ erwartungsgemäß gering aus.

Die Gütekriterien Ökonomie und Zumutbarkeit sind auf Grund der klaren Instruktion, kurzen Bearbeitungsdauer bei gleichzeitig hohem Informationsgewinn und der verständlichen Formulierung der Items gegeben.

6.2.5 Vienna Emotion Recognition Tasks (-VERT-K, Pawelak, 2004)

Beim VERT-K von Pawelak (2004) handelt es sich um ein computergestütztes Verfahren zur Erfassung der Emotionserkennungsleistung. Dazu werden insgesamt 36 Items vorgegeben, welche Farbfotos von Gesichtern mit emotionalen und neutralen Gesichtsausdrücken entsprechen. Für jede der insgesamt fünf Basisemotionen Freude, Ekel, Angst, Wut, Trauer sowie neutraler Gesichtsausdruck werden je sechs Items vorgegeben.

Die Aufgabe der Probanden ist es, jedem Gesichtsausdruck die entsprechende Emotion bzw. neutral zuzuordnen.

Die Dauer der Durchführung entspricht je nach Bearbeitungsgeschwindigkeit zwischen 5 und 10 Minuten.

Da es sich beim VERT-K um ein Computerverfahren handelt, sind Durchführungs-, Auswertungs- und Interpretationsobjektivität gegeben.

Die Gesamtanzahl der richtig bewerteten Items und der Items bezogen auf jede der sechs Emotionen werden angegeben.

6.2.6 Statistische Auswertungsverfahren:

Die Auswertung der im Rahmen dieser Studie erhobenen Daten erfolgt mittels SPSS in der Version 11.0 für Windows. Zur Überprüfung der statistischen Hypothesen wird ein Signifikanzniveau von $\alpha = 0.05$ gewählt. Folgende statistische Auswertungsverfahren werden im Rahmen der Datenauswertung angewandt:

Vergleich zweier unabhängiger Stichproben

Um mögliche Unterschiede zwischen den beiden Gruppen mit ostasiatischer und europäischer Herkunft hinsichtlich eines bestimmten Merkmales (soziale Ängstlichkeit) untersuchen zu können, wird der *t*-Test für unabhängige Stichproben verwendet. Beim *t*-Test für unabhängige Stichproben handelt es sich um jenes Verfahren, welches für diese Art von Fragestellungen die vergleichsweise größte Macht aufweist. Um das Verfahren jedoch anwenden zu können, werden die dafür notwendigen Voraussetzungen der Normalverteilung der Daten, Homogenität der Varianzen geprüft. Intervallskalenniveau der Daten wird angenommen. Sind diese Voraussetzungen nicht gegeben, muss mit dem Mann-Whitney U-Test ein parameterfreies Verfahren mit weniger Macht eingesetzt werden.

Korrelationen

Der Zusammenhang zwischen zwei Variablen wird mittels Pearson Produkt-Moment-Korrelation geprüft. Voraussetzung für die Anwendung dieses Verfahrens ist Intervallskalenniveau der Daten. Beide Variablen müssen annähernd normalverteilt sein und es muss von einem linearen Zusammenhang zwischen beiden Variablen ausgegangen werden.

Der Korrelationskoeffizient kann Werte zwischen -1 und $+1$ annehmen. Bei einem Wert von $+1$ besteht ein vollständig positiver linearer Zusammenhang zwischen den betrachteten Merkmalen, bei einem Wert von -1 ein vollständig negativer. Bei einem Wert von 0 besteht kein linearer Zusammenhang. Ein nicht linearer Zusammenhang kann dann jedoch nicht ausgeschlossen werden.

Mittels Pearson Produktmomentkorrelation wird unter anderem der Zusammenhang zwischen kulturellem Selbst und kultureller Norm bei europäischen Studenten und ostasiatischen Studenten untersucht.

Da angenommen wird, dass der Zusammenhang zwischen dem kulturellen Selbstbild und den wahrgenommenen kulturellen Normen bei ostasiatischen Studenten mit längerer Aufenthaltsdauer geringer ist als bei kurzer Aufenthaltsdauer, wird mittels partieller Korrelation der Einfluss der Aufenthaltsdauer in Europa als mögliche Störvariable auf den Zusammenhang zwischen kulturellem Selbstbild und kultureller Norm geprüft.

Varianzanalysen

Varianzanalysen dienen der Überprüfung des Einflusses einer oder mehrerer unabhängiger Variablen auf eine oder mehrere abhängige Variable(n). Neben den Haupteffekten werden Interaktionen der unabhängigen Variablen untersucht und deren Einfluss auf die abhängige Variable betrachtet.

Als Voraussetzungen für die Berechnung der Varianzanalyse wird die Normalverteilung der Daten und Varianzhomogenität über die Stichproben hinweg mittels Mauchly Test geprüft. Signifikante Ergebnisse der varianzanalytischen Verfahren werden mit Hilfe von Post-hoc Tests zerlegt, um mögliche signifikante Unterschiede zu finden, indem Kontraste beziehungsweise t-Tests berechnet werden. Mittels Bonferroni-Korrektur wird eine Kumulierung des Alpha-Fehlers verhindert.

6.4 Durchführung der Untersuchung

Die Rekrutierung der Stichprobe der ostasiatischen Studenten erfolgt auf Grund der relativ hohen Anzahl ostasiatischer Studenten unter anderem an der Universität für Musik und darstellenden Kunst in Wien, dem Institut für Ostasiatenwissenschaften, dem Afro-Asiatischen Institut und dem Chinazentrum für Sprache und Kultur. Zudem werden einige ostasiatische Studenten durch Freunde und Bekannte vermittelt. Die Testung findet zum Teil in Kleingruppen statt.

Die Kontaktaufnahme mit den zu untersuchenden Personen wird in allen Fällen auf persönlichem Weg durchgeführt.

Vor Beginn der Studie wird von den Teilnehmern eine Einverständniserklärung (siehe Anhang) unterschrieben. Darin wird die genaue Vorgehensweise während der Studie erläutert. Auf eine freiwillige Teilnahme an der Studie und der anonymisierten Behandlung

der Daten, welche ausschließlich zu wissenschaftlichen Zwecken verwendet werden, wird darin hingewiesen.

Die personenbezogenen Daten werden im Rahmen der Rekrutierung und mit Hilfe des soziodemographischen Fragebogens erhoben.

Im Rahmen dieser Diplomarbeit werden neben dem VERT-K als Computerverfahren Papier-Bleistift-Verfahren vorgegeben. Dabei handelt es sich um den soziodemographischen Fragebogen, COS, LSAS und TKSQ. Die Gesamtdauer dieser Testung beträgt durchschnittlich ungefähr 90 Minuten, bei den ostasiatischen Studenten auf Grund von zum Teil auftretenden inhaltlichen Verständnisschwierigkeiten etwas länger.

6.5 Beschreibung der Stichprobe

Die Stichprobe besteht insgesamt aus 88 Studenten und Akademikern. Ein Teil der Stichprobe (44 Personen) ist in Ostasien (27 in China, 11 in Taiwan, 5 in Südkorea und eine Person in Japan) geboren und verfügt über mindestens einen Elternteil aus Ostasien, während es sich beim anderen Teil um Personen mit Geburtsort und Wohnort aus Europa handelt.

Es wird angestrebt, die Unterschiede zwischen beiden Gruppen hinsichtlich Alter, Geschlecht und Bildungsstand möglichst gering zu halten. Die im Rahmen der Diplomarbeitsstudie untersuchten ostasiatischen Studenten geben regelmäßigen Kontakt mit europäischen Studenten an.

Unter den Ostasiaten befinden sich 22 Frauen und 22 Männer, bei den Europäern sind es 21 Frauen und 23 Männer. Das Alter der untersuchten Personen bei den Ostasiaten liegt im Durchschnitt bei 25.4 Jahren, bei den Europäern bei 26.1 Jahren. Insgesamt beträgt das Alter der Frauen 25.74 und das Alter der Männer 25.75 Jahre, wobei die jüngste getestete Person 18 Jahre und die älteste getestete Person 38 Jahre alt ist. Mittels t-Test für unabhängige Stichproben wird für das Alter mit $t(85) = -.856$, $p = .394$ kein signifikanter Unterschied zwischen den Gruppen gefunden. Das durchschnittliche Alter der asiatischen Frauen beträgt 26.18 Jahre und das der asiatischen Männer 24.64 Jahre. Mit $t(42) = 1.448$, $p = .155$ werden keine signifikanten Unterschiede im Alter bei den Asiaten gefunden. Das Alter der europäischen Frauen beträgt im Durchschnitt 25.27 und das der europäischen Männer 26.86 Jahre. Auch bei den Europäern werden mit $t(42) = -1.470$, $p = .149$ keine Altersunterschiede beobachtet.

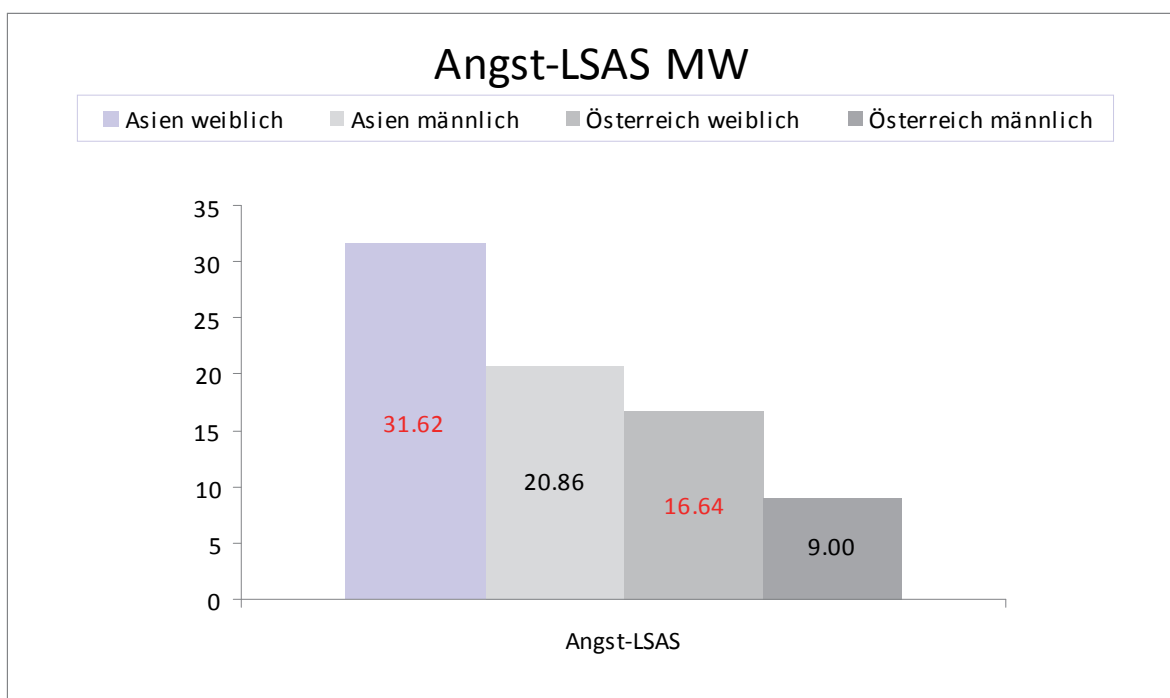
Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer in Europa beträgt bei den Ostasiaten 71.77 Monate. Die kürzeste Aufenthaltsdauer beträgt 4 Monate, die längste 180 Monate. Bei den asiatischen Frauen beträgt die durchschnittliche Aufenthaltsdauer in Europa 80.10 Monate und bei den asiatischen Männern 63.82 Monate. Mit $t(41) = 1.259$, $p = .215$ fällt der Unterschied nicht signifikant aus.

7 Ergebnisse der statistischen Auswertung

7.1.1. Soziale Ängstlichkeit (LSAS), Gruppe, Geschlecht

Mittels univariater Varianzanalyse wird untersucht, ob geschlechtsspezifische Unterschiede zwischen ostasiatischen und europäischen Studenten in der sozialen Ängstlichkeit beobachtet werden können.

Graphik 1: Deskriptivstistik soziale Ängstlichkeit (LSAS), Gruppe, Geschlecht, Mittelwerte



Für die Berechnung der ersten univariaten Varianzanalyse wird als abhängige Variable die soziale Ängstlichkeit im LSAS-Fragebogen und als UVs Gruppe und Geschlecht verwendet. Die Homogenität der Varianzen kann mit $p < .001$ nicht angenommen werden, daher werden Greenhouse-Geisser korrigierte p-Werte berichtet.

Mit Geschlecht und Gruppe fallen beide Haupteffekte signifikant aus: Gruppe $F(1, 83, 12, 79) = 27,497$, $p < .001$, $\eta^2 = .249$ und Geschlecht $F(1, 83, 12, 79) = 12,905$, $p < .001$, $\eta^2 = .135$. Der Interaktionseffekt fällt mit $F(1, 83, 12, 79) = 0,371$, $p = .968$ nicht signifikant aus.

Profildiagramm (Gruppe und Geschlecht)

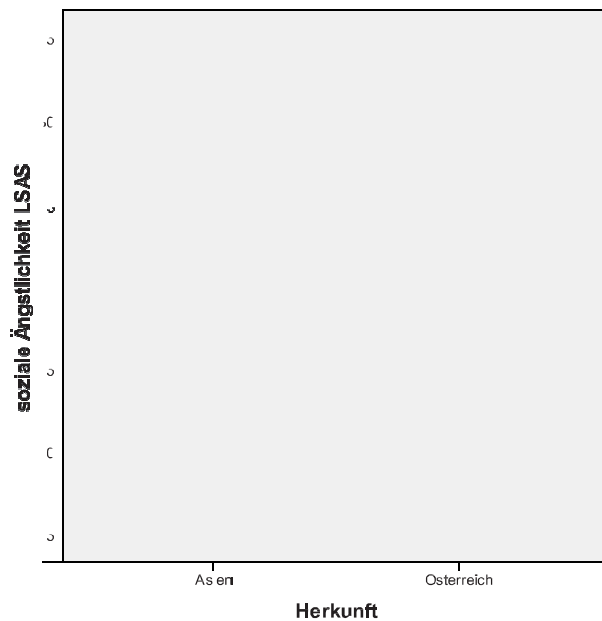


Abbildung 1:- Profildiagramm – keine Wechselwirkung Gruppe und Geschlecht.

7.1.2 Vermeidungsverhalten (LSAS), Gruppe, Geschlecht,

Tabelle 3: Deskriptivstatistik Vermeidungsverhalten LSAS, Geschlecht, Gruppe

Abhängige Variable: Vermeidungsverhalten LSAS				
Gruppe	Geschlecht	MW	SD	N
Asien	weiblich	32.29	17.19	21
	männlich	22.45	10.65	22
Europa	weiblich	16.55	9.60	22
	männlich	11.05	7.41	22

Ob ostasiatische Studenten ein stärker ausgeprägtes Vermeidungsverhalten als europäische Studenten angeben, wird mittels univariater Varianzanalyse berechnet. Hinsichtlich Vermeidungsverhalten ergeben sich folgende Resultate: Sowohl Gruppe $F(1,83) = 29.225$, $p < .001$, $\eta^2 = .260$, als auch Geschlecht $F(1,83) = 9.319$, $p = .003$, $\eta^2 = .101$ fallen signifikant aus. Es zeigt sich allerdings keine Interaktion mit $F(1,83) = .744$, $p = .391$. Daher sind die

Haupteffekte interpretierbar. Asiaten geben ein stärkeres Vermeidungsverhalten an als Europäer. Frauen geben ein stärkeres Vermeidungsverhalten an als Männer.

7.1.3 Vermeidungsverhalten (LSAS), Gruppe, Aufenthaltsdauer in Europa

Tabelle 4: Deskriptivstatistik Vermeidungsverhalten LSAS

	Gruppe	N	MW	SD
Vermeidungsv. LSAS	Asien	43	27.26	14.90
	Europa	44	13.80	8.92

Um die Hypothese zu prüfen, ob Ostasiaten mit kürzerer Aufenthaltsdauer in Europa ein stärkeres Vermeidungsverhalten (LSAS) zeigen als Ostasiaten mit längerer Aufenthaltsdauer, wird eine Pearson Produktmomentkorrelation berechnet.

Erwartet wird ein negativer Zusammenhang. Mit $r = -0.054$, $p = .366$ wird bei ostasiatischen Studenten kein signifikanter Zusammenhang zwischen der Aufenthaltsdauer in Europa und dem Vermeidungsverhalten (LSAS) gefunden.

Für asiatische Frauen beträgt die Korrelation zwischen der Aufenthaltsdauer in Europa und dem Vermeidungsverhalten (LSAS) $r = -0.116$, $p = .309$ und fällt damit nicht signifikant aus. Bei asiatischen Männer fällt der Zusammenhang mit $r = -0.156$, $p = .244$ ebenfalls nicht signifikant aus.

7.1.4 soziale Ängstlichkeit (LSAS), I-C-Dimension

Tabelle 5: Deskriptivstatistik Ängstlichkeit (LSAS), I-C-Werte

Abhängige Variable: Angst-LSAS				
wahrg. I-C- indiv.I-C				
Norm, kat	Norm, kat	MW	SD	N
niedrig	niedrig	17.76	10.96	33
	hoch	17.10	12.44	10
	Gesamt	17.60	11.17	43
hoch	niedrig	13.88	12.25	8
	hoch	22.75	17.30	36
	Gesamt	21.14	16.73	44

Gesamt	niedrig	17.00	11.17	41
	hoch	21.52	16.41	46
	Gesamt	19.39	14.29	87

Um mögliche Unterschiede in der sozialen Ängstlichkeit (LSAS) in Abhängigkeit von beiden I-C-Werten im kulturellen Selbstbild und der wahrgenommenen kulturellen Norm zu prüfen, wird eine zweifaktorielle univariate ANOVA berechnet. Die abhängige Variable entspricht der sozialen Ängstlichkeit im LSAS- Fragebogen und die UVs sind die I-C-Werte im kulturellen Selbstbild und der wahrgenommenen kulturellen Norm.

Um die zweifaktorielle univariate ANOVA für die wahrgenommene kulturelle Norm durchführen zu können, wird für die wahrgenommene kulturelle Norm ein Median von 4.2307 zur Dichotomisierung der Daten herangezogen.

Die Homogenität der Varianzen kann mit $p = .310$ angenommen werden. Die Berechnung der entsprechenden Prüfgröße fällt mit $F(1,83) = .055$, $p = .816$ nicht signifikant aus. Das bedeutet, es kann kein Unterschied in der sozialen Ängstlichkeit in Abhängigkeit zur wahrgenommenen kulturellen Norm angenommen werden.

Für die zweite UV des kulturellen Selbstbildes liefert die Berechnung der entsprechenden Prüfgröße mit $F(1,83) = 1.181$, $p = .280$ ein nicht signifikantes Ergebnis. Es kann daher kein Unterschied in der sozialen Ängstlichkeit (LSAS) in Abhängigkeit zum kulturellen Selbstbild beobachtet werden. Auf Grund der zum Teil schwachen Zellenbesetzung mit acht und zehn Personen in zwei Zellen und der künstlichen Teilung der Personen in zwei Gruppen kann trotz Überschneidung der Linien im Profildiagramm keine signifikante Wechselwirkung mit $F(1,83) = 1.589$, $p = .211$ beobachtet werden. Die beiden kulturellen Werte weisen keinen Wechselwirkungseffekt auf die soziale Ängstlichkeit (LSAS) auf.

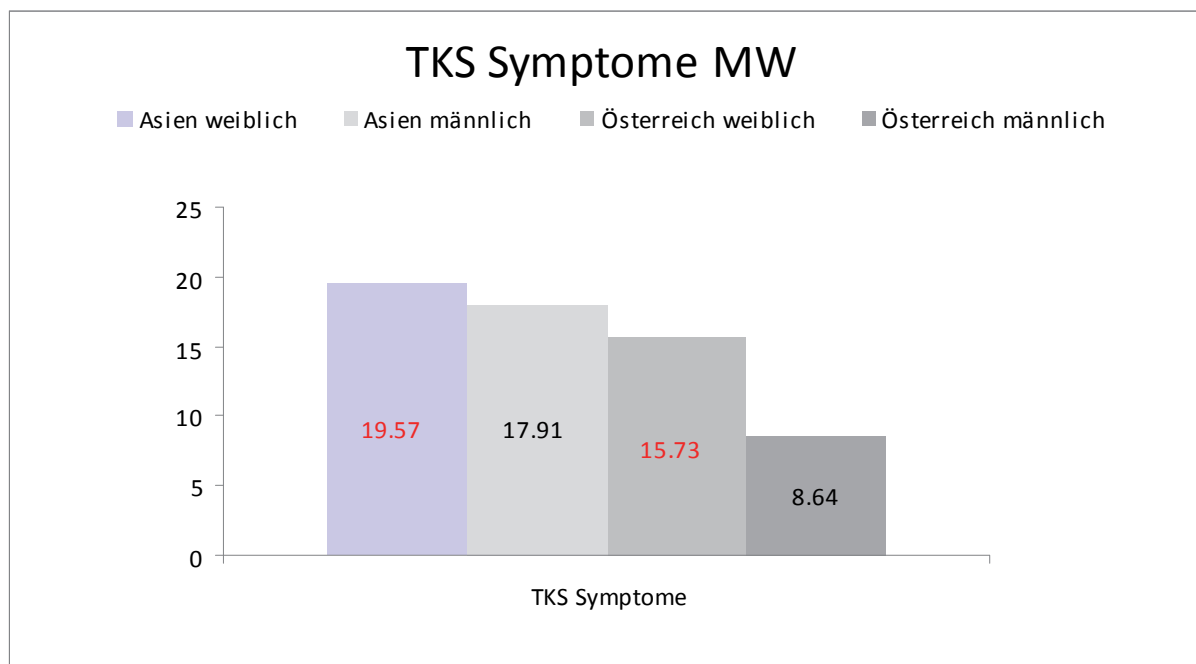
Mit $F(1,83) = 0.115$, $p = .738$ kann für ostasiatische Frauen und mit $F(1,83) = .242$, $p = .629$ für europäische Frauen kein Unterschied in der sozialen Ängstlichkeit (LSAS) gefunden werden. Bei den ostasiatischen Männern mit $F(1,83) = 1.943$, $p = .180$ und den europäischen Männern mit $F(1,83) = .491$, $p = .493$ finden sich diesbezüglich ebenfalls keine signifikanten Unterschiede.

Mit $F(1,83) = .083$, $p = .777$ bei ostasiatischen Frauen und mit $F(1,83) = .003$, $p = .958$ bei europäischen Frauen wird kein Unterschied in der sozialen Ängstlichkeit (LSAS) in Abhängigkeit zum kulturellen Selbstbild beobachtet. Gleiches gilt mit $F(1,83) = .355$, $p = .559$ für die ostasiatischen Männer und mit $F(1,83) = .289$, $p = .598$ für die europäischen Männer.

7.1.5 Soziale Ängstlichkeit (TKSQ), Gruppe, Geschlecht

Mittels univariater Varianzanalyse wird untersucht, ob geschlechtsspezifische Unterschiede zwischen ostasiatischen und europäischen Studenten in der taijin kyofusho (TKS) beobachtet werden können.

Graphik 2: Deskriptivstatistik TKS, Gruppe, Geschlecht, Mittelwerte



Hinsichtlich TKS ergeben sich folgende Resultate:

Die Homogenität der Varianzen ist mit $p = .078$ erfüllt. Sowohl Gruppe $F(1,83) = 12.371$, $p = .001$, $\eta^2 = .130$, als auch Geschlecht $F(1,83) = 5.509$, $p = .021$, $\eta^2 = .062$, fallen signifikant aus. Es zeigt sich allerdings keine Interaktion $F(1,83) = 2.119$, $p = .149$.

Daher sind die Haupteffekte interpretierbar. Asiaten geben höhere TKS Symptome an als Europäer und Frauen geben höhere Werte an als Männer.

Profildiagramm (Gruppe und Geschlecht)

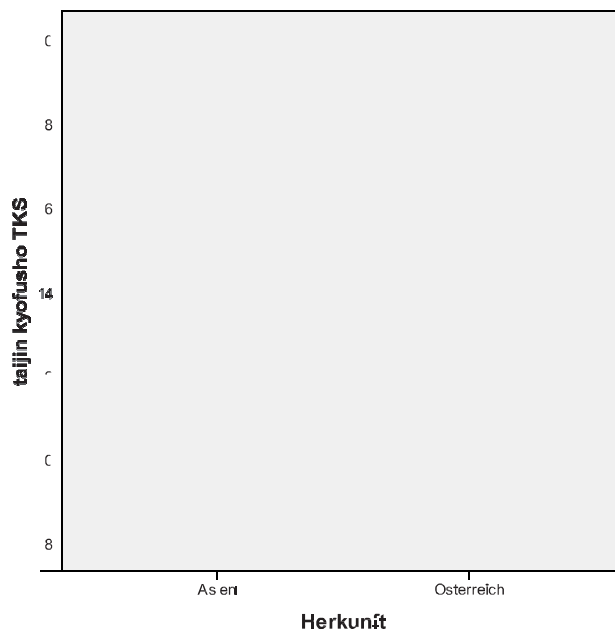


Abbildung 2:- Profildiagramm – keine Wechselwirkung Gruppe und Geschlecht.

7.1.6 soziale Ängstlichkeit (TKSQ), I-C-Dimension,

Tabelle 6: Descriptivstatistik TKS-Symptome, IC-Werte

Abhängige Variable: TKS Symptome

wahrg. I-C- indiv.				
Norm, kat	Norm, kat	MW	SD	N
niedrig	niedrig	12.03	7.62	33
	hoch	18.60	10.39	10
	Gesamt	13.56	8.68	43
hoch	niedrig	14.25	7.59	8
	hoch	17.89	10.48	36
	Gesamt	17.23	10.04	44
Gesamt	niedrig	12.46	7.57	41
	hoch	18.04	10.35	46
	Gesamt	15.41	9.52	87

Um mögliche Unterschiede in der in Japan häufig auftretenden Form der sozialen Ängstlichkeit TKS in Abhängigkeit von beiden I-C-Werten im kulturellen Selbstbild und der wahrgenommenen kulturellen Norm untersuchen zu können, wird eine zweifaktorielle univariate ANOVA durchgeführt. Die abhängige Variable entspricht der sozialen Ängstlichkeit TKS und die beiden UVs den I-C-Werten im kulturellen Selbstbild und der wahrgenommenen kulturellen Norm.

Die Homogenität der Varianzen ist mit $p = .318$ erfüllt.

Mit $F(1,83) = .094$, $p = .760$ werden keine signifikanten Unterschiede im TKSQ in Abhängigkeit der wahrgenommenen kulturellen Norm beobachtet. Hingegen können signifikante Unterschiede in der TKSQ in Abhängigkeit des kulturellen Selbstbildes mit $F(1,83) = 4.318$, $p = .041$, $\eta^2 = .049$ beobachtet werden. Die Effektgröße η^2 entspricht einem kleinen bis mittleren Effekt. Personen mit höheren Kollektivismuswerten im kulturellen Selbstbild geben höhere TKS-Werte an. Mit $F(1,83) = 0.356$, $p = .552$ fallen mögliche Wechselwirkungseffekte nicht signifikant aus. Daher kann der gefundene Haupteffekt interpretiert werden.

Bei der wahrgenommenen kulturellen Norm werden mit $F(1,83) = .404$, $p = .533$ für die ostasiatischen Frauen, mit $F(1,83) = .083$, $p = .777$ für die europäischen Frauen, mit $F(1,83) = .594$, $p = .451$ für die ostasiatischen Männer und mit $F(1,83) = 1.640$, $p = .217$ für die europäischen Männer, keine signifikanten Ergebnisse beobachtet. Signifikante Ergebnisse beim kulturellen Selbstbild finden sich mit $F(1,83) = 9.896$, $p = .006$, $\eta^2 = .355$ bei ostasiatischen Männern. Höhere C-Werte im Selbstbild hängen mit höheren TKS-Werten zusammen. Bei ostasiatischen Frauen mit $F(1,83) = .344$, $p = .565$, bei europäischen Frauen mit $F(1,83) = .006$, $p = .937$ und bei europäischen Männern mit $F(1,83) = 2.944$, $p = .103$ werden keine signifikanten Unterschiede in der TKS in Abhängigkeit des kulturellen Selbstbildes beobachtet.

Profildigramm (kulturelles Selbstbild, wahrgenommene kulturelle Norm)

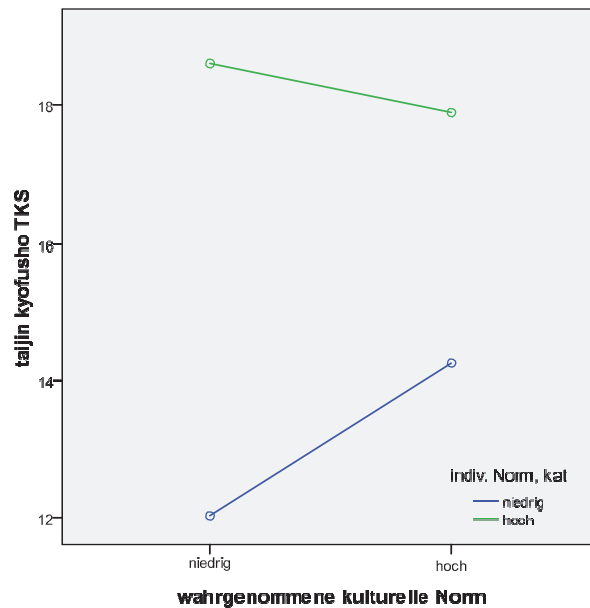


Abbildung 3: - Profildigramm – keine Wechselwirkung kult. Selbstbild und wahrgenommene kulturelle Norm.

7.2 Ergebnisse kulturelle I-C-Werte

7.2.1 I-C-Dimension, Geschlecht, Gruppe

Tabelle 7: Deskriptivstatistik COS

Abhängige Variable: IC-Gesamtwert				
Geschlecht	Gruppe	MW	SD	N
weiblich	Asien	4.63	.59	21
	Europa	4.16	.51	22
	Gesamt	4.39	.59	43
männlich	Asien	4.25	.49	22
	Europa	4.03	.41	22
	Gesamt	4.14	.46	44
Gesamt	Asien	4.43	.57	43
	Europa	4.10	.46	44
	Gesamt	4.26	.54	87

Indem eine univariate zweifaktorielle Varianzanalyse berechnet wird, wird geprüft, ob es geschlechtsspezifische Unterschiede im I-C-Gesamtwert bei europäischen und ostasiatischen Personen gibt. Auf Grund der Literatur wird angenommen, dass Asiaten insgesamt über höhere Kollektivismuswerte verfügen als Europäer und es keine geschlechtsspezifischen Unterschiede im I-C-Gesamtwert innerhalb der Gruppe der Europäer und Ostasiaten gibt. Als unabhängige Variablen werden Geschlecht und Gruppe herangezogen.

Die Homogenität der Varianzen ist gegeben. Sowohl der Haupteffekt der Variablen Gruppe ($F(1,83)=10.122$, $p = .002$, $\eta^2 = .109$) als auch der Haupteffekt der Variablen Geschlecht ($F(1,83)=5.621$, $p = .020$, $\eta^2 = .063$) fallen signifikant aus. Die Personen unterscheiden sich in Abhängigkeit von Geschlecht und Gruppe in den I-C- Werten dahingehend, dass Ostasiaten höhere Kollektivismuswerte angeben als Europäer und bei Frauen in beiden Gruppen höhere Kollektivismuswerte beobachtet werden können. Es wird mit $F(1,83) = 1.448$, $p = .232$ keine signifikante Wechselwirkung gefunden. Die Ergebnisse sind anhand der graphischen Darstellung des IC-Gesamtscores veranschaulicht.

Profildiagramm (Geschlecht, Gruppe)

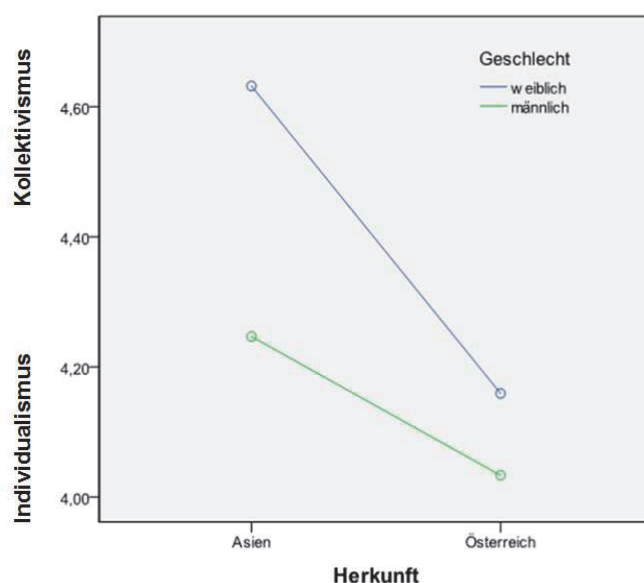


Abbildung 4:- Profildiagramm- keine Wechselwirkung Geschlecht und Gruppe

7.2.2 I-C-Dimension, Gruppe und Geschlecht

Tabelle 8: Deskriptivstistik COS

	Gruppe	N	MW	SD
Indiv.IC-Norm	Asien	43	4.45	.62
	Europa	44	4.16	.52
Wahrg.IC-Norm	Asien	43	4.42	.61
	Europa	44	4.02	.52

Untersucht wird mit einer univariaten Varianzanalyse, ob sich die zwei Gruppen im kulturellen Selbstbild, der wahrgenommenen kulturellen Norm und dem I-C -Gesamtwert voneinander unterscheiden.

Die Homogenität der Varianzen ist mit $p = .159$ erfüllt. Die wahrgenommene I-C-Norm fällt mit $F(1,83) = 7.664$, $p = .007$, $\eta^2 = .085$ signifikant aus. Die individuelle I-C-Norm hingegen fällt mit $F(1,83) = .128$, $p = .722$ nicht signifikant aus. Mit $F(1,83) = 2.042$, $p = .157$ zeigt sich allerdings kein signifikanter Interaktionseffekt. Daher sind die Haupteffekte interpretierbar. Ostasiatische Studenten haben höhere C-Werte in der wahrgenommenen kulturellen Norm. In der individuellen kulturellen Norm werden keine signifikanten Unterschiede zwischen Europäern und Ostasiaten beobachtet. Mit $F(1,83) = .211$, $p = .649$ fällt die individuelle IC-Norm bei Frauen und mit $F(1,83) = .046$, $p = .832$ bei Männern nicht signifikant aus. Die wahrgenommene I-C Norm fällt mit $F(1,83) = 7.289$, $p = .010$, $\eta^2 = .154$ fällt bei den Frauen signifikant aus. Asiatische Frauen geben höhere C-Werte in der wahrgenommenen kulturellen Norm an, als europäische Frauen. Bei Männern fällt der Unterschied mit $F(1,83) = 2.669$, $p = .110$ hingegen nicht signifikant aus.

7.2.3 I-C-Dimension, Gruppe, Aufenthaltsdauer

Um die Hypothese zu prüfen, ob der Zusammenhang zwischen dem kulturellen Selbst und der kulturellen Norm sich dadurch unterscheidet, dass der größte Zusammenhang bei europäischen Studenten, gefolgt von ostasiatischen Studenten mit kürzerer und ostasiatischen Studenten mit längerer Aufenthaltsdauer besteht, wird eine partielle Korrelation errechnet. Dabei wird der Zusammenhang zwischen dem kulturellen Selbstbild und den

wahrgenommenen kulturellen Werten bei den ostasiatischen Studenten berechnet und geschaut, ob sich die Korrelation verändert, wenn die Aufenthaltsdauer in Europa als Störvariable dabei herauspartialisiert wird.

Die Voraussetzungen für die Berechnung der partiellen Korrelation sind erfüllt.

Der Zusammenhang zwischen wahrgenommener kultureller Norm und der individuellen kulturellen Norm wird entgegen der Erwartungen nicht durch die Aufenthaltsdauer als Störvariable beeinflusst. Der Zusammenhang zwischen wahrgenommener und individueller kultureller Norm ist bei Ostasiaten signifikant, positiv und hoch ($r = 0.709$, $p < .001$). Wird die Aufenthaltsdauer in Europa bei Ostasiaten als Störvariable mittels partieller Korrelation mitberücksichtigt, dann ändert dies nichts an der Höhe des Zusammenhangs ($r = 0.710$, $p < .001$). Je höher die Ausprägungen im kulturellen Selbstbild, desto höhere Ausprägungen in den wahrgenommenen kulturellen Werten können beobachtet werden.

Bei Europäern wird zwischen dem kulturellen Selbstbild und der wahrgenommenen kulturellen Norm ein mittlerer signifikant positiver Zusammenhang gefunden ($r = 0.545$, $p < .001$).

7.3 Emotionserkennungsleistung VERT-K

7.3.1 Emotionserkennung, Gruppe, Geschlecht

Tabelle 9 Deskriptivstatistik VERT-K:

Abhängige Variable: Emotionserkennung VERT-K				
Geschlecht	Gruppe	MW	SD	N
weiblich	Asien	79.50	12.85	21
	Europa	88.38	8.60	22
	Gesamt	84.04	11.71	43
männlich	Asien	83.21	8.42	22
	Europa	88.38	8.60	22
	Gesamt	83.65	8.60	44

Zur Feststellung etwaiger Geschlechts- und Gruppenunterschiede in der Emotionserkennung wird eine Varianzanalyse mit Messwiederholung auf den Faktor Emotion berechnet, in welche als Zwischensubjektfaktoren Geschlecht und Gruppe einbezogen werden. Der

Mauchly-Test fällt mit $p < .001$ signifikant aus. Damit ist die Voraussetzung der Sphärizität verletzt. Die Ergebnisse werden daher nach Greenhouse Geisser berichtet.

Es zeigt sich ein nicht signifikanter Effekt für das Geschlecht ($F(3,545) = .866, p = .474$) aber ein signifikanter Effekt für die Gruppe ($F(3,545) = 3.193, p = .018, \eta^2 = .037$). Europäer zeigen bei der Emotionserkennungsleistung bessere Werte als Ostasiaten ($MW = 81.44, SD = 1,480$). Zudem zeigt sich ein signifikanter Haupteffekt der Variable Emotion ($F(3,545) = 36.770, p < .001, \eta^2 = .304$). Die ermittelte Effektgröße bezüglich der Variable Emotion entspricht gemäß Cohen (1988) einen mittleren Effekt. Die Interaktion von Gruppe und Geschlecht fällt hingegen nicht signifikant aus ($F(3,545) = 1.149, p = .332$). Europäer haben signifikant höhere Werte in der Emotionserkennungsleistung. Die Wechselwirkung zwischen Emotion und ethnischer Gruppe fällt mit $F(3,545) = 1.149, p = .018, \eta^2 = .037$ signifikant aus. Bei Geschlecht und Emotion ergibt sich mit $F(3,545) = .866, p = .474$ ein nicht signifikantes Ergebnis. Die 3fach Interaktion zwischen Emotion, Geschlecht und ethnischer Gruppe zeigt ebenfalls ein nicht signifikantes Ergebnis: $F(3,545) = 1.149, p = .332$.

Aus den zur weiteren Aufschlüsselung des Haupteffekts Emotion, post-hoc durchgeführten paarweisen Vergleichen (Bonferroni korrigiert) resultiert, dass Freude am besten erkannt wird. Freude wird mit $p < .012$ signifikant besser erkannt als ein neutraler Gesichtsausdruck. Trauer, Ärger, Furcht und Ekel werden mit jeweils $p < .001$ signifikant schlechter erkannt als Freude. Ein neutraler Gesichtsausdruck wird am zweibesten erkannt. Mit $p < .036$ wird ein neutraler Gesichtsausdruck signifikant besser erkannt als Ärger, mit $p .003$ besser als Trauer und mit $p < .001$ besser als Furcht und Ekel. Trauer unterscheidet sich in der Erkennbarkeit mit $p = 1.00$ nicht von Ärger und Furcht. Trauer wird mit $p < .001$ signifikant besser erkannt als Ekel. Ekel wird daher von allen Gesichtsausdrücken am schlechtesten erkannt.

7.3.2 Emotionserkennung, Geschlecht, soziale Ängstlichkeit (LSAS), taijin kyofusho (TKSQ)

Vermutet wird, dass Personen mit höheren Werten in beiden Formen der sozialen Ängstlichkeit Emotionen schlechter erkennen. Deshalb werden Produktmomentkorrelationen berechnet.

Der Zusammenhang zwischen der sozialen Ängstlichkeit (LSAS) und der Emotionserkennungsleistung fällt insgesamt (beide Gruppen und Geschlechter) signifikant

aus, $r = -0.237$, $p = .014$. Höhere soziale Ängstlichkeitswerte hängen mit schlechteren Emotionserkennungswerten zusammen. Der negative signifikante Zusammenhang zeigt sich sowohl bei Frauen, $r = -0.372$, $p = .070$ als auch bei Männern, $r = -0.237$, $p = .140$.

Der Zusammenhang zwischen LSAS Ängstlichkeit und der Emotionserkennungsleistung fällt bei asiatischen Männern mit $r = -0.253$, $p = .042$ signifikant aus. Bei asiatischen Frauen ist der Zusammenhang ebenfalls signifikant, $r = -0.285$, $p = .021$. Bei europäischen Frauen wird ein signifikanter Zusammenhang von $r = -0.287$, $p = .021$ errechnet. Bei europäischen Männern kann jedoch kein signifikanter Zusammenhang zwischen der LSAS Ängstlichkeit und der Emotionserkennung festgestellt werden, $r = 0.006$, $p = .965$.

Zwischen TKS und der Emotionserkennung ist der Zusammenhang mit $r = -0.47$, $p = .331$ insgesamt (beide Gruppen und Geschlechter) nicht signifikant. Dies gilt für Frauen mit $r = 0.000$, $p = 0.499$ und Männer mit ebenfalls $r = 0.000$, $p = 0.499$. Beim Zusammenhang zwischen TKS und der Emotionserkennung wird bei asiatischen Männern mit $r = -0.78$, $p = .536$ kein signifikanter Zusammenhang beobachtet. Mit $r = -0.050$, $p = .694$ fällt der Zusammenhang auch bei asiatischen Frauen nicht signifikant aus. Dasselbe gilt mit $r = -0.005$, $p = .964$ für europäische Frauen und mit $r = -0.610$, $p = .786$ für europäische Männer.

7.3.3 I-C-Dimension, Geschlecht, Emotionserkennung

Die Hypothese, es bestehe ein Zusammenhang zwischen kulturellem Selbstbild, der wahrgenommenen kulturellen Norm und der Emotionserkennung, wird anhand zweier Produktmomentkorrelationen geprüft.

Auch für jede Gruppe, Asiaten /Europäer getrennt berechnen.

Wie erwartet sind keine signifikanten Korrelationen aufgetreten (kulturelle Norm: $r = -0.049$, $p = .654$ kulturelle Selbstbild $r = -0.047$, $p = .331$).

Unter Berücksichtigung des Geschlechts als Kontrollvariable wird eine partielle Korrelation errechnet und beide Zusammenhänge bleiben nicht signifikant (kulturelle Norm: $r = -0.082$, $p = .465$ kulturelle Selbstbild $r = -0.073$, $p = .506$).

Der Zusammenhang zwischen kulturellem Selbstbild und der Emotionserkennung beträgt bei Frauen $r = -.126$, $p = .586$; und bei Männern $r = -0.138$, $p = .541$. Zwischen wahrgenommener Norm und Emotionserkennung wird mit $r = -0.45$, $p = -0.845$ bei Frauen und mit $r = -0.28$, $p = .903$ bei Männern jeweils eine negative nicht signifikante Korrelation beobachtet.

8 Interpretation und Diskussion

Ziel dieser Diplomarbeit ist es, die in Europa lebenden Personen europäischer und ostasiatischer Abstammung in ihren sozialen Ängstlichkeitssymptomen, die entsprechend ihrer Ausprägungen nicht klinisch relevant sein müssen, miteinander zu vergleichen. Zwei Formen der sozialen Ängstlichkeit werden erhoben, um nicht den Fehler zu machen, kulturelle Unterschiede in der sozialen Ängstlichkeit zu betrachten, während von einer bestimmten kulturell geprägten Form der sozialen Ängstlichkeit ausgegangen wird.

Um Ursachen für die soziale Ängstlichkeit in verschiedenen Kulturen vergleichen und um feststellen zu können, ob es bei den in Europa lebenden Personen tatsächlich Unterschiede gibt, wie dies bei Ostasiaten und Europäern in zahlreichen Studien festgestellt wurde, findet die Cultural Orientation Scale (COS) von Bierbrauer et al. 1994 ihre Anwendung, um das kulturelle Selbstbild, die wahrgenommene kulturelle Norm und einen Individualismus-Kollektivismus- Gesamtwert (I-C-Gesamtwert) zu erfassen. Von Interesse sind in diesem Zusammenhang mögliche geschlechtsspezifische Unterschiede in der sozialen Ängstlichkeit, der Einfluss der Aufenthaltsdauer und der kulturellen Werte auf die soziale Ängstlichkeit und der Zusammenhang zwischen sozialer Ängstlichkeit und der Emotionserkennung.

8.1 Soziale Phobie und TKS

Im Rahmen der Diplomarbeit wird geprüft, ob die Gruppe und das Geschlecht einen signifikanten Beitrag zur Vorhersage der sozialen Ängstlichkeit liefern. Frauen aus Ostasien und aus Europa weisen dabei höhere soziale Ängstlichkeitswerte auf als Männer. In den meisten Studien, in denen Unterschiede in der sozialen Ängstlichkeit in Abhängigkeit zur ethnischen Gruppe betrachtet werden, findet eine Berücksichtigung möglicher geschlechtsspezifischer Unterschiede nicht statt. Inwieweit die gefundenen Unterschiede Ausdruck geschlechtsspezifischer Bereitschaft, soziale Ängste anzugeben, widerspiegelt oder tatsächlich der Ausdruck von Unterschieden in der sozialen Ängstlichkeit sind, bleibt unklar.

Werden geschlechtsspezifische Unterschiede in der sozialen Ängstlichkeit untersucht, dann haben Frauen meist höhere soziale Ängstlichkeitswerte wie bei Knappe et al. (2008) und bei Wittchen et al. (1999), oder es werden keine geschlechtsspezifischen Unterschiede gefunden (Erath et al., 2007; Dinnel et al., 2002). Unterschieden wird zwischen dem Störungsbild der sozialen Ängstlichkeit und dem Auftreten einzelner Symptome der sozialen Ängstlichkeit in

einer nicht klinischen Stichprobe. Zu Beginn wird auf die höheren sozialen Ängstlichkeitswerte bei Frauen und anschließend auf die höheren sozialen Ängstlichkeitswerte bei Ostasiaten eingegangen.

Soziale Ängstlichkeit (LSAS), Geschlecht:

Obwohl in der Studie von Moscovitch et al. (2003) ausschließlich amerikanische Studenten getestet werden und keine geschlechtsspezifischen Unterschiede auftreten, wären die Autoren ihren Ergebnissen nach davon ausgegangen, dass Frauen in dieser Studie höhere soziale Ängstlichkeitswerte angeben. Bei Männern werden den Autoren nach höhere soziale Ängstlichkeitswerte in Zusammenhang mit höheren C-Werten gefunden. Bei Frauen hingegen hängen höhere C-Werte mit niedrigeren sozialen Ängstlichkeitswerten zusammen. Die Autoren gehen davon aus, dass bei Männern ein individualistisches Selbstbild und bei Frauen ein kollektivistisches Selbstbild stärker mit der Geschlechterrollenidentität vereinbar ist und deshalb in beiden Fällen zu niedrigeren sozialen Ängstlichkeitswerten führt. Männer geben in der vorliegenden Studie tatsächlich verglichen mit Frauen höhere I-Werte und geringere soziale Ängstlichkeitswerte an. Demnach müsste die soziale Ängstlichkeit bei Frauen ebenfalls niedrig sein, weil sie über höhere C-Werte verfügen. Dies ist jedoch nicht der Fall. Als Erklärung dafür könnten die Maskulinitätswerte dienen. Moscovitch et al. (2003) kommen in ihrer Studie zum Ergebnis, dass höhere Maskulinitätswerte bei beiden Geschlechtern zusammen mit niedriger sozialer Ängstlichkeit vorkommt. Es kann davon ausgegangen werden, dass Männer im Durchschnitt höhere Maskulinitätswerte angeben als Frauen. Laut den Autoren erklärt die Geschlechterrollenidentität, dazu zählt vor allem Femininität versus Maskulinität, 22 Prozent der Gesamtvarianz an der sozialen Ängstlichkeit. Für die niedrigeren sozialen Ängstlichkeitswerte bei Männern in Zusammenhang mit den hohen Maskulinitätswerten ist den Autoren zufolge die geringe Bereitschaft verantwortlich, sich selbst soziale Ängste einzugestehen. Wittchen et al. (1999) erwähnen ebenfalls in ihrer Studie als Begründung für die von ihnen beobachteten höheren sozialen Ängstlichkeitswerte bei Frauen die höhere Bereitschaft, soziale Ängste eher anzugeben. Ob Frauen daher wirklich stärker von der sozialen Ängstlichkeit betroffen sind, bleibt auch deshalb ungewiss, da wie bereits erwähnt in einigen Studien auch keine geschlechtsspezifischen Unterschiede in der sozialen Ängstlichkeit gefunden werden (Moscovitch et al., 2003; Dinnel et al., 2002; Erath et al., 2007). In der Studie von Moscovitch et al. (2003) wird das Ausmaß an sozialer Ängstlichkeit darüber hinaus mit den I-C-Werten begründet. Bisher werden diese Werte vor allem herangezogen, um Länder miteinander zu vergleichen. Trotzdem ist diese

Vorgehensweise nicht ungewöhnlich. Triandis (1994) nimmt z.B. an, dass Männer über höhere I-Werte und Frauen über höhere C-Werte verfügen und sich gleichzeitig anhand der I-C-Dimension Europa von Ostasien klar unterscheiden lässt. In einer Studie von Kashima et al. 1995 wird deshalb anhand koreanischer, japanischer, amerikanischer und hawaiianischer Studenten geprüft, ob innerhalb verschiedener Kulturen Frauen und Männer unterschiedliche I-C-Werte angeben. Entgegen der Studie von Moscovitch et al. (2003) werden im kulturellen Selbstbild keine geschlechtsspezifischen Unterschiede innerhalb der Kulturen gefunden. In weiteren Studien muss in diesem Zusammenhang überprüft werden, ob geschlechtsspezifische Unterschiede in der sozialen Ängstlichkeit auch dann auftreten können, wenn sich Männer und Frauen nicht in den I-C-Werten unterscheiden. In der Studie von Dinnel et al. (2002) werden tatsächlich weder bei japanischen noch bei amerikanischen Studenten geschlechtsspezifische Unterschiede in der I-C-Dimension gefunden. Auch das Ausmaß an sozialer Ängstlichkeit variiert nicht in beiden Kulturen in Abhängigkeit vom Geschlecht. Für die fehlenden Unterschiede in der sozialen Ängstlichkeit bei japanischen und amerikanischen Studenten könnten jedoch auch andere Aspekte verantwortlich sein. Die Stichprobengröße ist mit 247 Personen deutlich größer als in der vorliegenden Arbeit. Die nicht gefundenen geschlechtsspezifischen Unterschiede finden in der Ergebnisdarstellung keine Erwähnung. Den Autoren nach werden die amerikanischen und japanischen Studenten daher ohne Berücksichtigung des Geschlechts miteinander verglichen, weil sich bei allen eingesetzten Verfahren keine solchen Unterschiede zeigen. In der Studie wird mit der Social Interaction Anxiety Scale (SIAS) von Stangiert et al. 1999 ein zur LSAS von Liebowitz 1987 auf den ersten Blick vergleichbares Verfahren eingesetzt. Obwohl SIAS und LSAS ähnliche Situationen beschreiben, um eine allgemeine Form der sozialen Ängstlichkeit zu erfassen, könnten die nicht gefundenen Unterschiede am Antwortformat liegen. Im LSAS werden jene Symptome erfasst, die in sozial bedrohlichen Situationen gezeigt werden, während der SIAS auch Symptome erfasst, die von sozial ängstlichen Personen empfunden werden. Männer und Frauen könnten daher soziale Ängstlichkeitssymptome ähnlich stark empfinden und Frauen könnten die sozialen Ängstlichkeitssymptome häufiger zeigen. Zudem werden in der Studie von Dinnel et al. (2002) die japanischen und amerikanischen Studenten in ihrer jeweiligen Gruppe getestet. Deshalb stehen die im Vergleich zu dieser Arbeit ähnlichen sozialen Ängstlichkeitswerte von Männern und Frauen nicht im Widerspruch, da sich ein kultureller Austausch unterschiedlich auf das Ausmaß an sozialer Ängstlichkeit von Frauen und Männern auswirken könnte.

DeWitt et al. (2005) finden im Rahmen ihrer Studie anhand von Kanadiern im Alter von 15 bis 64 Jahren heraus, dass Frauen in allen Altersgruppen häufiger von der generalisierten sozialen Angststörung und Männer vom nicht generalisierten Subtyp betroffen sind. Der hier eingesetzte LSAS besteht aus 24 Items, wobei jedes Item einer anderen sozialen Situation entspricht, in der Ängstlichkeit auftreten kann. Daher wird mit dem LSAS der generalisierte Subtyp erfasst und damit können auch die höheren sozialen Ängstlichkeitswerte bei Frauen in der Studie erklärt werden.

Knappe et al. (2008) finden bei im Durchschnitt 28-jährigen europäischen Frauen einer nicht klinischen Stichprobe ebenfalls nur leicht erhöhte soziale Ängstlichkeitswerte. Bei der Diagnose einer sozialen Phobie nach DSM-IV werden keine geschlechtsspezifischen Unterschiede mehr gefunden. Daher überrascht das Ausmaß des gefundenen Unterschieds nicht.

Soziale Ängstlichkeit (LSAS), Gruppe:

Ostasiaten geben in der vorliegenden Arbeit signifikant höhere soziale Ängstlichkeitswerte (LSAS), im Vergleich zu Europäern an. Nach Triandis (1995) und Hofstede (2001) haben Personen aus kollektivistisch orientierten Ländern höhere soziale Ängstlichkeitswerte. In beiden Studien werden die Personen in ihrer jeweiligen Gruppe getestet. Daher ist nicht klar, ob sich die Ergebnisse auf in Europa lebende ostasiatische Studenten übertragen lassen. Unter anderem deshalb ist die Studie von Harris et al. (2006) besser geeignet, um die höheren sozialen Ängstlichkeitswerte bei Ostasiaten zu erklären. Den Autoren nach geben jene Studenten höhere soziale Ängstlichkeitswerte (ebenfalls mit dem LSAS erfasst) an, die von einer Kultur umgeben sind, welche in ihren Werten der eigenen Persönlichkeit nicht entspricht. Dabei werden türkische und amerikanische Studenten verglichen. Die kulturellen C-Werte in der Türkei werden von Harris et al. als mit den kulturellen Werten ostasiatischer Länder vergleichbar eingeschätzt. Türkische Studenten mit individualistischer Persönlichkeit und amerikanische Studenten mit kollektivistischer Persönlichkeit geben höhere soziale Ängstlichkeitswerte an als z.B. türkische Studenten mit kollektivistischer Persönlichkeit. Die Wahrscheinlichkeit, aus Ostasien zu kommen und mit Europa eine Kultur vorzufinden, welche nicht der eigenen Persönlichkeit entspricht, ist demnach hoch. Das wäre eine mögliche Erklärung für die höheren sozialen Ängstlichkeitswerte bei Ostasiaten. Zudem finden die Autoren auch heraus, dass eine stark individualistische Persönlichkeit unabhängig davon, ob sie den vorherrschenden kulturellen Werten entspricht, meist mit geringen sozialen Ängstlichkeitswerten einhergeht. Dabei wird als Begründung für den Zusammenhang

angenommen, dass Personen mit höheren I-Werten vergleichsweise narzisstischer sind. Deshalb sollen sie einen positiveren Selbstwert haben und weniger Rücksicht auf die Meinung anderer nehmen. Eine stark individualistische Persönlichkeit führt bei türkischen und amerikanischen Studenten zu niedrigeren sozialen Ängstlichkeitswerten. Beim Versuch, das Ausmaß an sozialer Ängstlichkeit bei ostasiatischen Studenten zu reduzieren, sollte berücksichtigt werden, dass in der Studie von Harris et al. bei Studenten mit geringer sozialer Ängstlichkeit neben den Narzissmuswerten unter anderem signifikant höhere Werte in paranoider Persönlichkeit, Impulsivität und antisozialer Persönlichkeit zum Vorschein kommen. Eine stark ausgeprägte individualistische oder kollektivistische Persönlichkeit ist mit einer Reihe von Vor- und Nachteilen verbunden.

Zhong et al. (2008) untersuchen mittels Eysenck Personality Questionnaire (EPQ), ob es Persönlichkeitsmerkmale gibt, die für amerikanische oder ostasiatische Studenten in Zusammenhang mit der sozialen Ängstlichkeit typisch sind. Bei den ostasiatischen Studenten werden höhere soziale Ängstlichkeitswerte gefunden. Zudem zeigen sich, im Vergleich zu sozial ängstlichen amerikanischen Studenten, in dieser Gruppe höhere Neurotizismuswerte und geringere Extraversionenwerte. Die hohen Werte dürften trotzdem nicht mit der asiatischen Kultur besonders zusammenhängen, da z.B. Clark et al. (1944) in ihrer Studie bei sozial ängstlichen amerikanischen Studenten, verglichen mit einer nicht sozial ängstlichen Vergleichsgruppe, höhere Neurotizismus- und geringere Extraversionenwerte finden und Watson (1988) anhand einer klinischen Gruppe von Amerikanern zum selben Ergebnis kommt.

In fast allen Studien werden höhere soziale Ängstlichkeitswerte bei Ostasiaten gefunden. Die dafür gefundenen Erklärungen wirken alle plausibel und widersprechen sich dabei inhaltlich nicht. Zhong et al. (2006) finden bei chinesischen Studenten einen direkten Zusammenhang zwischen Scham und sozialer Ängstlichkeit. Bei den amerikanischen Studenten wird eine solche direkte Beziehung nicht gefunden. Daher dürfte sich bei den chinesischen Studenten Scham über die Persönlichkeit auf die soziale Ängstlichkeit auswirken. Möglicherweise haben Ostasiaten nicht nur höhere soziale Ängstlichkeitswerte, weil sie in sozialen Situationen stärker Scham empfinden, sondern weil Scham in einer direkteren Beziehung zur sozialen Ängstlichkeit steht. Das Gefühl von Verlegenheit dürfte der Hauptgrund für die hohen sozialen Ängstlichkeitswerte in ostasiatischen Ländern sein. Lau et al. (2009) finden ebenfalls höhere soziale Ängstlichkeitswerte bei Ostasiaten und nehmen als Erklärung dafür an, dass Personen aus individualistisch geprägten Kulturen sich vergleichsweise wenig darum bemühen, ihr Gesicht nicht zu verlieren. Asiaten hingegen würden soziale Situationen

häufiger meiden, um damit einer negativen Bewertung aus dem Weg zu gehen. Den Autoren nach spielt die Verlegenheit in der ostasiatischen Kultur auch deshalb eine stärkere Rolle, weil ostasiatische Eltern häufig versuchen, mit Schuldzuweisungen und Liebesentzug die Loyalität ihrer Kinder sicherstellen. Als Folge würde Scham verstärkt empfunden werden. Die kulturellen Werte dürften unabhängig davon, ob sich Personen stark bewusst an ihnen orientieren, einen Einfluss auf die soziale Ängstlichkeit haben. Hsu et al. (2012) finden anhand einer Stichprobe von kanadischen, chinesischen und koreanischen Studenten heraus, dass es keinen signifikanten Zusammenhang zwischen dem Ausmaß der Orientierung an kulturellen Werten und der sozialen Ängstlichkeit gibt.

Den Ergebnissen Okazaki et al. (1997) nach, geben Ostasiaten dann höhere soziale Ängstlichkeitswerte an, wenn ein allgemeines Verfahren verwendet wird. Wie bereits erwähnt handelt es sich bei der LSAS um so ein allgemeines Verfahren.

Jenes in der Studie von Okazaki et al. (2002) gefundene Ergebnis, dass Ostasiaten seltener sozial ängstliches Verhalten zeigen als Amerikaner, dürfte auf die Beantwortung des LSAS keine Auswirkungen haben, da alle Items in diesem Fragebogen Situationen beschreiben, in denen soziale Ängstlichkeit auftritt und es dabei nicht um die gezeigten Verhaltensweisen geht.

Vermeidungsverhalten (LSAS), Gruppe:

Ostasiatische Studenten geben wie erwartet in dieser Diplomarbeit ein deutlich stärker ausgeprägtes Vermeidungsverhalten im LSAS an als europäische Studenten. Das Vermeidungsverhalten im LSAS wird erfasst, indem bei jeder der 24 für sozial ängstliche Personen bedrohlichen Situationen danach gefragt wird, wie häufig diese jeweilige Situation vermieden wird. Dabei hat es keinen Einfluss auf das Ausmaß an Vermeidungsverhalten, welche Situation vermieden wird. Ein erhöhtes Vermeidungsverhalten ergibt sich deshalb nicht für sozial ängstliche Personen, die nur ganz bestimmte bedrohliche Situationen fast immer vermeiden. Auch wird im LSAS nicht zwischen Situationen unterschieden, die immer oder nur fast immer vermieden werden. Diese Unterscheidung wäre jedoch nicht unwesentlich. Die soziale Ängstlichkeit und das Vermeidungsverhalten werden gemeinsam in einem Angstfragebogen erfasst, weil sie inhaltlich zusammengehören. Da erhöhte soziale Ängstlichkeitswerte bei Ostasiaten auftreten und dieses Ergebnis jenem aus der Literatur entspricht, ist auch das stärkere Vermeidungsverhalten zu erwarten. Soziale Ängstlichkeit wird nach DSM IV als Angst vor sozialen Situationen und als Vermeiden sozialer Situationen beschrieben. Merikangas et al. (2003) finden in der Verhaltenshemmung ein

Persönlichkeitsmerkmal, welches in Zusammenhang mit der sozialen Ängstlichkeit steht. Hsu et al. (2008) finden heraus, dass chinesische Studenten verglichen zu amerikanischen Studenten eine erhöhte soziale Ängstlichkeit mit erhöhten Vermeidungsverhalten zeigen. Das Vermeidungsverhalten hängt damit nicht nur mit den als bedrohlich empfundenen sozialen Situationen zusammen. Auch die Bereitschaft, wegen der sozialen Ängstlichkeit eine Therapie in Anspruch zu nehmen, ist bei chinesischen Studenten signifikant geringer.

Auch nach Okazaki et al. (2002) ist eine kulturspezifische Interpretation des Vermeidungsverhaltens wichtig. Ein Vermeiden des Blickkontaktes in der asiatischen Kultur weist meist darauf hin, einen möglichst guten Eindruck machen zu wollen. Damit entspricht dieses Verhalten nicht automatisch dem gezeigten Vermeidungsverhalten einer sozial ängstlichen Person nach europäischen Vorstellungen. Der LSAS wird jedoch mit schriftlicher Instruktion vorgegeben, in der geschrieben steht, dass die Häufigkeit angegeben werden soll, mit der die bedrohliche soziale Situation vermieden wird. Damit ist das Problem einer kulturspezifisch unterschiedlichen Bedeutung von Vermeidungsverhalten nicht mehr gegeben.

Eine getrennte Erfassung von Vermeidungsverhalten und sozialer Ängstlichkeit ist sinnvoll, da besonders bei klinisch nicht relevanter sozialer Ängstlichkeit auf die bedrohliche Situation nicht mit Vermeidungsverhalten reagiert werden muss. Dies können Kashdan et al. (2006) in ihrer Studie anhand europäischer Studenten zeigen. Die Autoren finden in ihrer Studie drei im Vermeidungsverhalten unterschiedliche sozial ängstliche Gruppen. Die europäischen Studenten der vorliegenden Studie dürften dabei vor allem mit Gruppe 2 vergleichbar sein. Studenten der ersten Gruppe reagieren auf die von ihnen als sehr bedrohlich aber wenig bedeutsam bewertete soziale Situation mit starkem Annäherungs- und Risikoverhalten. Studenten der zweiten sozial ängstlichen Gruppe bewerten die Situation als leicht bedrohlich und als ein wenig bedeutsam und reagieren kaum mit Vermeidungsverhalten. Die getesteten ostasiatischen Studenten dieser Arbeit dürften Ähnlichkeiten mit Gruppe 3 aufweisen. In dieser Gruppe wird das Ausmaß an Bedrohung und die möglichen positiven Konsequenzen hoch eingeschätzt und diese Situation vermieden.

Ein erhöhtes Vermeidungsverhalten könnte durch eine stärkere Rücksichtnahme und dem Bedürfnis, den Erwartungen des Gegenübers möglichst zu entsprechen, wie es Ko et al. (2011) beschreiben, beeinflusst werden. Um sich nicht falsch zu verhalten, werden Situationen vermieden. Bei allen im LSAS beschriebenen sozialen Situationen ist es möglich, sich selbst oder andere Personen in Verlegenheit zu bringen. Besonders im Umgang mit

Menschen aus einer fremden Kultur können in diesen Situationen unterschiedliche Erwartungen aufeinandertreffen. Daher ist ein stärker ausgeprägtes Vermeidungsverhalten bei ostasiatischen Studenten, verglichen zu europäischen Studenten, plausibel. Yuki et al. (2006) stellen fest, dass Japaner es unter anderem vermeiden, starke Emotionen zu zeigen. Darauf ist nur ein Item im LSAS bezogen, welches von der Bereitschaft handelt, jemandem, den man kaum kennt, in die Augen zu schauen. Die Ursachen für das gefundene stärkere Vermeidungsverhalten können in der Erziehung liegen. Ein stark ausgeprägtes defensives Verhalten wird bereits japanischen Kindern nahegelegt, indem Eltern ihren Kindern das Gefühl geben, ihr Verhalten sei beschämend, um sie zu erziehen, wie es Yuki et al. (2006) erwähnen.

Nach dem kognitiven Modell von Beck, Emery und Greenberg (1985) führt ein stark ausgeprägtes Vermeidungsverhalten dazu, dass die soziale Ängstlichkeit, falls vorhanden, bestehen bleibt. Triandis (1995) und Hofstede (2001) stellen bei Personen aus überwiegend kollektivistisch orientierten Kulturen ein stärker ausgeprägtes, sich sozial zurückziehendes Verhalten fest und nehmen an, dass die Unterordnung der eigenen Ziele in diesen Kulturen einen hohen Wert darstellt und deshalb ein sich sozial zurückziehendes Verhalten in solchen Gesellschaften eher akzeptiert wird und daher auch häufiger auftritt. Damit dürfte die soziale Ängstlichkeit in der ostasiatischen Kultur länger bestehen bleiben. Auf der anderen Seite ist der Leidensdruck in ostasiatischen Ländern wahrscheinlich geringer, da sozial ängstliches Vermeidungsverhalten eher akzeptiert wird.

Für die ostasiatischen Studenten in Europa ergibt sich ein anders Bild, da es sehr wahrscheinlich ist, dass in Gesellschaften, in denen die persönliche Zielerreichung einem stark in der Kultur verankerten Wert entspricht, Ostasiaten mit stark ausgeprägtem Vermeidungsverhalten einfach übersehen werden und daher Schwierigkeiten haben, ihrer Leistung entsprechend anerkannt zu werden.

Vermeidungsverhalten (LSAS), Geschlecht:

Frauen geben in beiden Gruppen ein signifikant stärker ausgeprägtes Vermeidungsverhalten an. Das stärkere Vermeidungsverhalten könnte mit den signifikant höheren Ängstlichkeitswerten der Frauen zusammenhängen, wie die signifikanten Korrelationen nahelegen. Wie für die soziale Ängstlichkeit, so gilt auch für das Vermeidungsverhalten, dass die höheren Werte bei Frauen auf Grund einer Verfälschbarkeit in Richtung sozialer Geschlechtsrollenstereotypen zustande gekommen sein können, da z.B. Stöckli (2004)

herausfindet, dass ein mit der sozialen Ängstlichkeit auftretendes Vermeidungsverhalten von männlichen Personen durch Gleichaltrige deutlich negativer bewertet wird und mehr auffällt, während es bei weiblichen Personen durchaus mit dem weiblichen Rollenbild übereinstimmt. Diese Rollenbilder dürften jedoch nur zum Teil auf Länder wie China und Japan übertragbar sein. In einer Studie von Leung und Moore (2003) werden chinesische Studenten mit australischen Studenten mit ähnlichem Geschlechterverhältnis in ihren Rollenbildern verglichen. Chinesische männliche und weibliche Studenten geben im Bem Sex Role Inventory (BSRI) von Bem 1971 höhere Feminitätswerte und geringere Maskulinitätswerte an. Unterschiede zwischen Männern und Frauen werden dabei nicht gefunden. Australische männliche Studenten hingegen geben deutlich höhere Maskulinitätswerte im Vergleich zu australischen Studentinnen an. Die Autoren vermuten daher, dass Geschlechterrollen abhängig von der Kultur unterschiedlich sind, womit bestimmte Verhaltensweisen in einer Kultur als typisch feminin und in einer anderen Kultur als typisch maskulin gelten. Sugihara und Katsurada (1999) befragen japanische Studenten ebenfalls mit dem BSRI und kommen zu ähnlichen Ergebnissen. Japanische Frauen und Männer geben höhere Feminitätswerte an und unterscheiden sich darin nicht signifikant. Zu anderen Ergebnissen kommt Hofstede (1996) anhand der Befragung von chinesischen, japanischen und südkoreanischen Frauen im Alter von 20 bis 30 Jahren. Das männliche Rollenbild wird dabei in allen Gruppen mit signifikant höheren Werten in Verantwortung, Lebendigkeit und Strebsamkeit, das weibliche Rollenbild mit größerer Fürsorglichkeit und Liebenswürdigkeit in Verbindung gebracht. Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern sind in maskulin geltenden Ländern wie Japan und China größer als in Südkorea. Österreich wird von Hofstede als ein Land mit hohen Maskulinitätswerten eingestuft. Insgesamt ist es daher durchaus möglich, dass ein stärkeres Vermeidungsverhalten von ostasiatischen Frauen auch angegeben wird, weil es sich mit der Geschlechterrolle besser vereinbaren lässt. Ein zurückhaltendes Verhalten steht weniger in Widerspruch zu Liebenswürdigkeit und Fürsorglichkeit als zu Verantwortung, Entschlossenheit, Strebsamkeit und Lebendigkeit.

Helbig et al. (2011) finden in ihrer Studie heraus, dass ängstliche europäischen Studentinnen einer nicht klinischen Stichprobe im Inventar zur Erfassung angstbezogener Verhaltensweisen (IAV) von Petermann et al. 2011) ein signifikant stärkeres Sicherheits- und Vermeidungsverhalten zeigen als ängstliche männliche Studenten. Das angstbezogene Vermeidungsverhalten gilt dabei als Prädiktor für die Entwicklung einer Angststörung. Inwieweit ein sozial ängstliches Vermeidungsverhalten die Entwicklung der sozialen Phobie begünstigt, wird in der Studie nicht explizit untersucht. Das Vermeidungsverhalten führt

jedoch in jedem Fall dazu, dass die soziale Ängstlichkeit bestehen bleibt. Auch deshalb kann das Vermeidungsverhalten nicht unabhängig von der sozialen Ängstlichkeit interpretiert werden.

Eine Verhaltensbeobachtung über geschlechtsspezifische Unterschiede im Vermeidungsverhalten sozial ängstlicher Personen wurde bisher bei Kindern und Jugendlichen, allerdings nicht bei Erwachsenen durchgeführt. Erath et al. (2007) kann keine geschlechtsspezifischen Unterschiede im Vermeiden sozialer Situationen bei sozial ängstlichen Schülern beobachten.

Vermeidungsverhalten (LSAS), Gruppe, Aufenthaltsdauer in Europa

In dieser Diplomarbeitsstudie wird auch der Zusammenhang zwischen Aufenthaltsdauer in Europa und dem Vermeidungsverhalten ostasiatischer Studenten untersucht. Es zeigt sich keine signifikante Korrelation, obwohl auf Grund früherer Studien ein stärkeres Vermeidungsverhalten bei kürzerer Aufenthaltsdauer zu erwarten wäre.

In einer Studie von Okazaki (1997) werden asiatische Studenten mit längerer und mit kürzerer Aufenthaltsdauer in Amerika miteinander verglichen. Asiatische Studenten mit kürzerer Aufenthaltsdauer zeigen ein stärker ausgeprägtes Vermeidungsverhalten und häufiger das Erleben von Distress in sozialen Situationen. Der Autor führt das stärker ausgeprägte Vermeidungsverhalten bei kürzerer Aufenthaltsdauer auf die fehlende Zeit, sich ausreichend kulturell anpassen zu können, zurück. Möglicherweise unterschieden sich die ostasiatischen Studenten in der Aufenthaltsdauer in Europa nicht ausreichend voneinander, um Unterschiede im kulturellen Anpassungsprozess und damit einhergehende unterschiedliche Distresserlebnisse zu finden, welche zu einem stärker ausgeprägten Vermeidungsverhalten führen.

Für asiatische Frauen und asiatische Männer ist der Zusammenhang zwischen der Aufenthaltsdauer und dem Vermeidungsverhalten nicht signifikant. Eine längere Aufenthaltsdauer in Europa hängt also nicht mit geringerem Vermeiden sozial bedrohlicher Situationen zusammen. Harris et al. (2006) hingegen finden in ihrer Studie eine erhöhte psychische Beeinträchtigung bei Personen, deren Persönlichkeit nicht der umgebenden Kultur entspricht. Unter anderem werden dabei auch höhere soziale Ängstlichkeitswerte festgestellt, welche mit einem erhöhten Vermeidungsverhalten sozial bedrohlicher Situationen zusammenhängen. Mit zunehmender Aufenthaltsdauer wird sich die Person in ihren Einstellungen und Werten immer mehr der neuen Kultur annähern, was zu einer

Reduzierung des Vermeidungsverhaltens führen dürfte. Zudem nimmt die Anzahl uneindeutiger sozialer Situationen, welche von sozial ängstlichen Personen bevorzugt vermieden werden, immer mehr ab. Eine durchschnittliche Aufenthaltsdauer von 80.10 Monaten bei Frauen und 63.82 Monaten bei Männern dürfte jedoch nicht ausreichend sein, um Situationen der europäischen Kultur entsprechend, besser interpretieren zu können, als zu Beginn.

Immerhin variieren die Unterschiede bei der Aufenthaltsdauer von den Ostasiaten in der vorliegenden Studie zwischen 4 Monaten und 15 Jahren. Daher dürfte nach Harris et al. (2006) nur ein Teil der ostasiatischen Studenten verstärkt von einer Kultur umgeben sein, welche nicht der Persönlichkeit entspricht, weshalb der Zusammenhang zwischen der Aufenthaltsdauer in Europa und dem Vermeidungsverhalten nicht signifikant ausfällt.

Soziale Ängstlichkeit (LSAS), I-C-Dimension:

In dieser Studie wird kein Unterschied in der sozialen Ängstlichkeit in Abhängigkeit zum kulturellen Selbstbild und der wahrgenommenen kulturellen Norm gefunden. Obwohl die ostasiatischen Studenten signifikant höhere soziale Ängstlichkeitswerte angeben als die europäischen Studenten, sind die kulturellen Werte dabei nicht entscheidend. Auf Grund der Literatur kann zunächst vermutet werden, dass höhere soziale Ängstlichkeitswerte bei Personen mit stark ausgeprägten kollektivistischem Selbstbild und hohen C-Werten in der wahrgenommenen kulturellen Norm auftreten, da z.B. in den Studien von Triandis (1995) und Hofstede (2001) höhere soziale Ängstlichkeitswerte bei Personen aus kollektivistisch orientierten Ländern gefunden werden. Signifikante Zusammenhänge zwischen der sozialen Ängstlichkeit, dem kulturellen Selbstbild und der wahrgenommenen kulturellen Norm werden auch von Nachtweh et al. (2009) gefunden. Allerdings wird für diese Studie auch eine völlig andere Stichprobe gewählt: 121 Migranten aus insgesamt 32 Ländern, die nach Deutschland migriert sind, werden mit deutschen Personen verglichen. Jene Personen, die aus Ländern stammen, die anhand eines gemittelten I-C-Gesamtwertes nach Hofstede (2001) und Triandis (1995) als individualistisch und jene die als kollektivistisch eingestuft werden, werden miteinander verglichen. Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer in Deutschland beträgt bei den Migranten 10 Jahre statt der 6 Jahre wie in der vorliegenden Arbeit. Das Bildungsniveau der untersuchten Stichprobe ist geringer und das Durchschnittsalter der untersuchten Personen mit 30.4 Jahren höher. Unter den getesteten Ostasiaten befinden sich in der deutschen Studie nur 8 Chinesen und ein Südkoreaner und ein Taiwanese. Länder außerhalb Ostasiens, die als kollektivistisch eingestuft werden, sind z.B. Kolumbien,

Indonesien, Pakistan, Tansania. Individuelle und kulturelle Normen sind in beiden Studien mit unterschiedlichen Verfahren erhoben worden.

Für das Ausmaß an sozialer Ängstlichkeit scheint jedoch ein anderer Aspekt bedeutsam zu sein. So führt Heinrichs (2006) zufolge erst der Kontakt mit einer neuen Kultur zu höheren sozialen Ängstlichkeitswerten.

Die Ansicht von Dinnel et al. (2002) hingegen, dass Personen mit höheren C-Werten unabhängig davon, ob ein Kontakt mit einer neuen Kultur stattfindet, im Durchschnitt ein höheres Risiko haben, an einer sozialen Ängstlichkeit zu erkranken, kann nicht bestätigt werden.

Der Kontakt mit einer anderen Kultur ist entscheidend für das Ausmaß an sozialer Ängstlichkeit. In der Studie von Harris et al. (2006) finden sich daher immer dann höhere soziale Ängstlichkeitswerte, wenn eine Person mit kollektivistischer Persönlichkeit von einer individualistischen Kultur umgeben ist oder umgekehrt. Wenn Persönlichkeit und die kulturellen Werte der umgebenden Kultur einander entsprechen, können geringe soziale Ängstlichkeitswerte beobachtet werden. Lee et al. (2006) finden ähnlich häufig soziale Ängstlichkeitswerte bei in Asien lebenden amerikanischen Studenten und bei in Europa lebenden amerikanischen Studenten. Bei den asiatischen Studenten ist das Ausmaß an sozialer Ängstlichkeit größer. Dieses gefundene Ergebnis ist plausibel, da sich die amerikanische Kultur stärker von der asiatischen als von der europäischen Kultur unterscheidet. Hsu et al. (2012) findet anhand von kanadischen, chinesischen und koreanischen Studenten heraus, dass das Ausmaß der Orientierung an ostasiatischen kulturellen Werten nicht mit der sozialen Ängstlichkeit zusammenhängt. Jedoch geben in Kanada lebende ostasiatische Studenten signifikant höhere soziale Ängstlichkeitswerte an, als ostasiatische Studenten ohne Migrationshintergrund.

soziale Ängstlichkeit (TKSQ), Gruppe, Geschlecht:

Frauen und ostasiatische Studenten haben signifikant höhere taijin kyofusho (TKS) Werte. Bei der sozialen Ängstlichkeit (LSAS) werden ebenfalls signifikant höhere Werte bei Frauen und bei Ostasiaten gefunden, wie auch auf Grund bereits erwähnter Studien erwartet. Die Symptome der TKS und der sozialen Phobie unterscheiden sich in einigen Punkten nicht, darunter die Angst vor sozialen Situationen und das Vermeiden sozialer Situationen. Daher wird die TKS häufig zusammen mit der sozialen Phobie diagnostiziert.

Nach Dinnel und Kollegen (2002) beträgt der Varianzanteil, den die soziale Phobie und die TKS gemeinsam erklären 45 Prozent. Kirmayer (2001) findet ebenfalls viele

Gemeinsamkeiten in den Symptomen. Ein Großteil der Studien, die eine erhöhte soziale Ängstlichkeit bei Frauen und Ostasiaten feststellen, erklärt damit auch, warum die TKS-Symptome vermehrt bei Frauen und Ostasiaten auftreten. Gleiches gilt für die größere Häufigkeit der TKS bei den ostasiatischen Studenten. Stein (2002) nennt Symptome, die zudem bei Ostasiaten auf Grund der höheren C-Werte eine größere Rolle spielen und mit den Symptomen der TKS im Einklang stehen. Von TKS Betroffene haben Angst davor, andere zu blamieren oder in Verlegenheit zu bringen. TKS wird zudem erstmals in Ostasien diagnostiziert und behandelt. Mit 8 Prozent erhalten in Japan deutlich mehr Personen diese Diagnose als in anderen ostasiatischen Ländern. Überraschenderweise ist der Unterschied zwischen den ostasiatischen Studenten und den europäischen Studenten bei der LSAS Ängstlichkeit inhaltlich bedeutsamer als bei TKS. Zum einen liegt das daran, dass TKS innerhalb Ostasiens eben vor allem in Japan auftritt. In der vorliegenden Studie werden allerdings überwiegend Chinesen und nur ein Japaner getestet. Obwohl daher die TKS als kulturspezifische Form der sozialen Ängstlichkeit beschrieben wird, kommt sie bei Ostasiaten generell nicht häufiger vor als die soziale Ängstlichkeit. Die generalisierte soziale Phobie nach DSM IV wird als weitgehend kulturunabhängiger beschrieben und trotzdem werden, wie bereits erwähnt, meist höhere soziale Ängstlichkeitswerte in ostasiatischen Kulturen berichtet.

Soziale Ängstlichkeit (TKSQ), I-C-Dimension:

Bei der TKS können keine signifikanten Unterschiede in Abhängigkeit von wahrgenommener kultureller Norm, jedoch in Abhängigkeit vom kulturellen Selbstbild beobachtet werden. Dabei geben wie erwartet Personen mit höherem kollektivistischen Selbstbild signifikant höhere TKS-Werte an. Der Unterschied fällt nicht sehr groß aus. Damit haben jene Personen, die sich an kollektivistischen Werten orientieren, etwas häufiger die Symptome der TKS. Die Einschätzung der Gruppe anhand der I-C-Dimension hat keine Auswirkungen auf die TKS-Symptome.

Die Symptome der sozialen Angststörung taijin kyofusho treten bei Personen mit einem stärker kollektivistisch geprägten Selbstbild zwar wie erwartet häufiger auf, jedoch werden auch höhere C-Werte in den wahrgenommenen kulturellen Normen vermutet, weil TKS bisher in insgesamt kollektivistischen Ländern wie Japan, ein Land, in dem auf Grund der Häufigkeit TKS zuerst definiert wird, und anderen ostasiatischen Ländern mit hohen C-Werten häufiger vorkommt. Nach Dinnel et al. (2002) legen Japaner weniger Wert auf Unabhängigkeit und mehr Wert auf Zwischenmenschlichkeit. Diese kulturelle Eigenschaft

soll sich auch in den Symptomen der TKS zeigen. Zudem handelt es sich bei der TKS um eine Form der sozialen Angststörung, die besonders stark von kulturspezifischen Einflüssen geprägt ist. Trotzdem werden im Rahmen dieser Diplomarbeit keine höheren TKS-Werte bei Personen mit höheren Kollektivismuswerten in der wahrgenommenen kulturellen Norm gefunden. Der persönliche Umgang mit kulturellen Werten dürfte einen größeren Einfluss auf die Symptome der TKS haben als die vorherrschenden kulturellen Werte. Eine gewisse Unabhängigkeit der Symptome der TKS von den kulturellen Werten ist durchaus zu erwarten, da die Symptome der TKS und die Symptome der sozialen Phobie signifikant kontrollieren und nach Kleinknecht et al. (1997) daher nur ein Teil der Symptome der TKS für eine bestimmte Kultur spezifisch ist. Vergleicht man die TKS mit der sozialen Ängstlichkeit (LSAS), dann ist TKS nicht die kulturspezifischere Form, weil sie in Ostasien häufiger auftritt als in Europa, sondern weil das kulturelle Selbstbild einen Einfluss auf die Häufigkeit der Symptome hat. Da für Personen mit hohen C-Werten die Gesellschaft bedeutsamer ist als die eigenen Ziele, müssten sich Personen mit TKS in den wahrgenommenen kulturellen Normen stärker unterscheiden. Nach Dinnel et al. (2002) hat die von TKS betroffene Person jedoch Angst davor, andere zu blamieren und damit ist diese Angst eine persönliche, obwohl das Wohl der Gemeinschaft im Vordergrund steht. Deshalb dürften die Unterschiede abhängig vom kollektivistischen Selbst signifikant sein.

8.2 Individualismus-Kollektivismus-Dimension

In den meisten Studien in denen Individualismus- und Kollektivismuswerte (I-C-Werte) bei Ostasiaten und Europäern erfasst werden, werden keine geschlechtsspezifischen Unterschiede berichtet. Das Vorliegen möglicher geschlechtsspezifischer Unterschiede wird jedoch auch häufig nicht untersucht.

I-C-Dimension, Geschlecht, Gruppe:

Ostasiatische Studenten geben signifikant höhere C-Werte an als europäische Studenten und Frauen berichten signifikant höhere C-Werte als Männer. Damit eignet sich die I-C-Dimension, um geschlechtsspezifische und kulturelle Unterschiede zu zeigen.

In den meisten Studien werden Hypothesen darüber, ob und wenn ja in welche Richtung geschlechtsspezifische Unterschiede in Zusammenhang mit der I-C-Dimension ausfallen würden, nicht aufgestellt. Um geschlechtsspezifische Unterschiede zu erheben, wird z.B. das Sex Role Inventory BSRI (Bem, 1971) eingesetzt oder Maskulinitäts versus Feminitätswerte

nach Hofstede (2006) erfasst. Die I-C-Dimension soll vor allem dazu dienen, Kulturen miteinander zu vergleichen. Zu den Studien, in denen keine geschlechtsspezifischen Unterschiede im kulturellen Selbstbild und der kulturellen Norm in den vergleichenden Kulturen gefunden werden, zählen unter anderem die Studie von Hsu et al. (2004), in der Ostasiaten und Europäer hinsichtlich ihrer kulturellen Werte getestet werden, die Studie von Heinrichs et al. (2009), in der Chinesen befragt werden und die Studien von Dinnel et al. (2002) und Lee et al. (2006), in denen Studenten amerikanischer und ostasiatischer Herkunft in Amerika getestet werden. Da in fast allen Studien keine geschlechtsspezifischen Unterschiede in den I-C-Werten explizit untersucht und daher auch nicht gefunden werden, wird auch im Rahmen dieser Diplomarbeit ursprünglich davon ausgegangen, keine geschlechtsspezifischen Unterschiede zu beobachten. Allerdings haben in der vorliegenden Studie Frauen unabhängig davon, ob es sich bei ihnen um ostasiatische oder europäische Studenten handelt, höhere C-Werte im I-C-Gesamtwert als Männer. Dabei handelt es sich um ein durchaus plausibles Ergebnis.

Triandis (1994) berichtet bereits über höhere C-Werte bei Frauen und über höhere I-Werte bei Männern. Kashima et al. (1995) überprüfen in ihrer Studie anhand von Studenten aus Amerika, Australien, Hawaii, Japan und Korea, ob mittels I-C-Dimension tatsächlich sowohl geschlechtsspezifische als auch kulturelle Unterschiede untersucht werden können. Als Ergebnis unterscheiden sich Männer und Frauen in allen Kulturen nicht signifikant im kulturellen Selbstbild und in der wahrgenommenen kulturellen Norm. Wie erwartet finden sich die höchsten I-Werte bei amerikanischen und australischen Studenten. Die höchsten C-Werte berichten ostasiatische Studenten. Als dritte Ebene der I-C-Dimension wird das Bedürfnis nach zwischenmenschlichen Beziehungen erhoben. Frauen aus allen Kulturen berichten signifikant höhere C-Werte. Ein Zusammenhang zwischen I-C-Dimension und Geschlecht kann daher angenommen werden. Das stärkere Bedürfnis nach zwischenmenschlichen Beziehungen müsste in der Studie von Kashima et al. auch zumindest zu höheren C-Werten im kulturellen Selbstbild führen. In der Cultural Orientation Scale (COS) von Bierbrauer et al. 1994 wären Fragen in Richtung starkes kollektivistisches Selbstbild beantwortet worden. Da die Studenten in ihrer jeweiligen Gruppe getestet werden, ist es möglich, dass die Fragen trotz Übersetzung mittels *bilingual retest technique* kulturspezifisch interpretiert werden. In der Diplomarbeit werden fast alle Fragebögen, weil gewünscht, in deutscher Sprache vorgegeben. Deshalb und auf Grund der Aufenthaltsdauer in Europa kann angenommen werden, dass die einzelnen Items im COS von den ostasiatischen und europäischen Studenten auch ähnlich interpretiert werden.

Die Beantwortung des COS Fragebogens kann in Richtung sozialer Erwünschtheit entsprechend vorherrschender Geschlechterrollenstereotypen erfolgen. Ob es daher wirklich geschlechtsspezifische Unterschiede gibt, ist unklar. Geschlechterrollenstereotypen könnten kulturspezifisch beeinflusst werden. Hofstede (1996) ist nicht dieser Meinung, weil er in allen Kulturen die gleichen männlichen und weiblichen Geschlechterrollenstereotypen beobachtet. Der Unterschied zwischen den Ländern besteht seiner Meinung nach darin, wie sehr sich Männer und Frauen an den Geschlechterrollen orientieren. In China, Taiwan und Japan gelten die Rollen von Frauen und Männern nach Hofstede (1996), wie bereits erwähnt, als klar getrennt und in Südkorea ist diese Unterteilung weniger eindeutig. Unter den 44 getesteten ostasiatischen Studenten befinden sich 5 Südkoreaner. Demnach sollten ostasiatische Männer ehrgeizig, verantwortungsvoll, an Gewinn orientiert und entschlossen sein. Ostasiatische Frauen hingegen sollten sich durch Mitgefühl, Toleranz, Bedürfnis nach Gleichheit und der Sympathie für Schwächere auszeichnen. Für europäische Studenten gilt eine ähnliche Rollenverteilung. Auch wenn Hofstede (2006) den Zusammenhang zwischen den I-C-Werten und Feminität versus Maskulinität beschreibt, ist klar, dass jene als typisch weiblich geltenden Eigenschaften besser zu hohen C-Werten und typisch männliche Eigenschaften besser zu hohen I-Werten passen. Problematisch an dieser mit den Ergebnissen der Diplomarbeit in Einklang stehenden Schlussfolgerung ist nur, dass unter anderem in der Studie von Leung et al. (2003) und Sugihara und Katsurada (1999) die erwähnten geschlechtsspezifischen Unterschiede von japanischen und chinesischen Studenten nicht berichtet werden.

Die gefundenen Ergebnisse können deshalb nicht ohne Einschränkung auf Subkulturen innerhalb einer Kultur übertragen werden.

I-C-Dimension, Gruppe, Aufenthaltsdauer:

In der Studie von Hsu (2004) werden bei Chinesen signifikant höhere I-Werte im kulturellen Selbstbild gefunden als bei Koreanern. Andere Studien finden bei Chinesen ebenfalls hohe Werte im unabhängigen Selbst (Triandis, 1995; Hsu, 2004; Heinrichs, 2006; Nachtweih, 2009). Im Rahmen der Studie von Hsu werden auch Ostasiaten und Europäer in Nordamerika verglichen. Mit Ausnahme der Chinesen berichten sie in ihrem Geburtsort hohe C-Werte im Selbstbild. Bei den ostasiatischen Nordamerikanern werden keine Unterschiede im kulturellen Selbstbild im Vergleich zu den europäischen Nordamerikanern beobachtet. Beide Gruppen zeigen ein individualistisches Selbstbild. Wie erwartet ist es damit zu einer Verschiebung der kulturellen Werte im Selbstbild auf Grund des Kontaktes mit einer neuen

Kultur gekommen. Davon unbeeinflusst bleiben die hohen C-Werte in der wahrgenommenen kulturellen Norm. Die Verschiebung hat sich bei Hsu et al. (2004) dadurch bemerkbar gemacht, dass Ostasiaten der ersten und der zweiten Generation verglichen werden und bei Ostasiaten der zweiten Generation ähnlich hohe I-Werte im Selbstbild wie bei Europäern festgestellt werden. Eine durchschnittliche Aufenthaltsdauer von 6 Jahren in Europa dürfte auch bei den Chinesen zu einer Veränderung des kulturellen Selbstbildes führen. Chinesen weisen jedoch bereits in ihrer Gruppe hohe I-Werte im kulturellen Selbstbild auf. Daher kann sich mit zunehmender Aufenthaltsdauer das Selbstbild der Chinesen dem der Europäer kaum noch annähern.

In der Ausprägung auf der I-C-Dimension spiegelt sich eine Veränderung der I-C-Werte jedenfalls nicht wider. Die höheren I-Werte bei Chinesen, verglichen mit anderen Ostasiaten bei denen es zu keiner Verschiebung auf der I-C-Dimension kommt, werden mit einer zunehmenden starken Globalisierung und stärker werdenden Informationsaustausch begründet. Die genauen Gründe dafür, warum andere ostasiatische Länder wie Japan von der Globalisierung weniger betroffen sind, werden nicht erwähnt. Es dürfte jedoch tatsächlich der Fall sein, dass sich chinesische Studenten von anderen ostasiatischen Studenten in ihrem kulturellen Selbstbild unterscheiden.

In einer Studie von Heinrichs und Kollegen (2006) wird festgestellt, dass Koreaner in Deutschland verglichen mit Europäern über ein kollektivistischeres Selbstbild verfügen, nicht aber Chinesen. Daher ist es wichtig, kulturelle Selbstbilder mit zu erfassen und diese im Idealfall auch für spezifische Länder getrennt auszuwerten. Der Autorin nach verfügen Studenten und andere Personengruppen mit höherem Bildungsstand insgesamt über höhere I-Werte im Selbstbild. Werte über 5.2 würden einem kollektivistischen Selbst entsprechen. Ein Großteil der Ostasiaten studiert zum Zeitpunkt der Testung an der Musikuniversität in Wien. Ein verglichen zu anderen Studierenden, wenig individualistisches Selbstbild im Bereich der klassischen Musik im Gegensatz z.B. zum Jazz dürfte eigentlich von Vorteil sein, da die Unterordnung der eigenen Ziele zu Gunsten einer Gemeinschaft in einem Orchester erfolgen muss und Personen mit höheren C-Werten im Selbstbild stärker dazu tendieren, sich einer Gemeinschaft unterzuordnen als Personen mit hohen I-Werten. Ob die chinesischen Studenten unter den Ostasiaten daher doch, wie in der Studie von Hofstede 2001 und 2006 berichtet, ursprünglich hohe C-Werte im Selbstbild angeben, bleibt offen. Es ist sehr gut möglich, dass ein ursprünglich kollektivistisches Selbstbild dazu geführt hat, in Europa Musik studieren zu wollen, da das Bedürfnis, die eigenen Ziele zu Gunsten jener Ziele der Gemeinschaft unterzuordnen, bei Studierenden der klassischen Musik stark ausgeprägt sein

dürfte, da sie meist in einem Orchester spielen. Ostasiatische Studierende geben eine leicht individualistisch wahrgenommene Norm an. Nach Hofstede (2006) gelten jedoch ostasiatische Länder wie China, Japan und Korea als stark kollektivistisch. Diese Bewertung sagt dabei wenig über Subgruppen innerhalb einzelner ostasiatischer Länder aus. Studierende der Musikuniversität sind mit Sicherheit nicht repräsentativ für z.B. die chinesische Bevölkerung. Fragen in der COS, inwieweit Jugendliche in ihrer Gruppe mit ihren Eltern über ihre Gedanken und neuen Ideen oder mit Nachbarn über Politik sprechen, können nur anhand persönlicher Erfahrungen beantwortet werden. Diese Erfahrungen können daher nur einen Ausschnitt innerhalb der ostasiatischen Kultur widerspiegeln. Möglich ist auch, dass es im Rahmen des kulturellen Austausches zu einer Veränderung der Wahrnehmung der ursprünglichen Kultur kommt. Um sich mit seiner ursprünglichen ethnischen Gruppe identifizieren zu können, sollte das kulturelle Selbstbild nicht zu stark von der wahrgenommenen kulturellen Norm abweichen. Ostasiaten berichten signifikant höhere C-Werte in der wahrgenommenen kulturellen Norm. Damit dürfte sich, falls es zu einer Veränderung gekommen ist, das kulturelle Selbstbild stärker verändert haben als die wahrgenommene Norm. Auf Grund fehlender Prä-Post-Testung kann darüber nur spekuliert werden. Für die in Europa lebenden ostasiatischen Studenten ist es von Vorteil, sich auf die aktuelle Situation einzustellen. Eine Angleichung des kulturellen Selbstbildes kann dazu beitragen. Die Veränderung der Wahrnehmung der ursprünglichen ethnischen Gruppe dürfte in dem Zusammenhang einen geringeren Einfluss haben. Studien zu dieser Thematik fehlen jedoch.

Europäische Studenten schätzen ihre Gruppe realistischer ein. Europa befindet sich tatsächlich nach Triandis (1995) und Hofstede (2001) bei den I-C-Werten im mittleren Bereich. Nachtweih et al. (2009) finden bei deutschen Studenten wie erwartet hohe I-Werte in der wahrgenommenen kulturellen Norm. Bei den Europäischen und den ostasiatischen Studierenden werden ähnliche Werte im kulturellen Selbstbild und der wahrgenommenen kulturellen Norm beobachtet.

Es wird bei den europäischen und den ostasiatischen Studenten ein signifikant positiver Zusammenhang zwischen dem kulturellen Selbstbild und der wahrgenommenen kulturellen Norm beobachtet, wobei höhere C-Werte im Selbstbild wie erwartet mit höheren C-Werten in der kulturellen Norm zusammenhängen, jedoch fällt der Zusammenhang mit $r = 0.545$ bei den Europäern kleiner aus als bei den Ostasiaten mit $r = 0.709$. Nachtweih et al. (2009) nehmen an, dass besonders bei Migranten das kulturelle Selbstbild und die kulturelle Norm

nicht übereinstimmen müssen, da wahrgenommene kulturelle Normen vor allem durch die Gruppe, das kulturelle Selbstbild hingegen überwiegend durch den Kontakt mit der neuen Umgebung zustande kommt. Da ethnische Gruppe und Umgebung bei den im Rahmen dieser Diplomarbeit getesteten europäischen Studenten verglichen mit den ostasiatischen Studenten mit hoher Wahrscheinlichkeit stärker übereinstimmt, kann davon ausgegangen werden, dass sich ostasiatische und europäische Studenten im Zusammenhang zwischen dem kulturellen Selbstbild und der kulturellen Norm dahingehend unterscheiden, dass der größte Zusammenhang bei europäischen Studenten besteht. Das ist jedoch nicht der Fall. Wichtig ist es daher zu akzeptieren, dass kulturelle Selbstbilder nicht nur das Resultat der kulturellen Umgebung, in der Personen leben, darstellen. Verschiedene kulturelle Selbstbilder können auch nebeneinander bestehen bleiben. Leider ist kein derzeit zur Verfügung stehendes Verfahren in der Lage, diesem Umstand Rechnung zu tragen.

Der Zusammenhang zwischen dem kulturellen Selbstbild und der wahrgenommenen kulturellen Norm wird bei den Ostasiaten nicht von der Aufenthaltsdauer beeinflusst. Bei den Frauen beträgt die durchschnittliche Aufenthaltsdauer in Europa 6 Jahre und bei den Männern 5.3 Jahre. Da der Zusammenhang mit und ohne Berücksichtigung der Aufenthaltsdauer praktisch gleich bleibt, dürfte sich auch nach längerer Aufenthaltsdauer nicht viel ändern. Zudem geben die im Rahmen der Diplomarbeitsstudie untersuchten ostasiatischen Studenten an, regelmäßigen Kontakt zu Europäern zu haben, womit ein kultureller Austausch stattfindet. Trotzdem ändert das nichts am Zusammenhang zwischen kulturellem Selbstbild und wahrgenommener kultureller Norm. Daher ist eine andere Erklärung plausibler. Wie bereits erwähnt bleibt die wahrgenommene kulturelle Norm von der Aufenthaltsdauer relativ unbeeinflusst und die hohen I-Werte im Selbstbild der Chinesen verändern sich auch kaum (Triandis, 1995; Hsu, 2004; Heinrichs, 2006; Nachtweih, 2009). Daher bleibt der Zusammenhang unabhängig der Aufenthaltsdauer gleich.

8.3 Emotionserkennung

Emotionserkennung, Gruppe, Geschlecht:

Ostasiaten haben signifikant niedrigere Werte in der Emotionserkennungsleistung als europäische Studenten. Dabei wird Freude am besten erkannt. Ein neutraler Gesichtsausdruck, gefolgt von Ärger, Trauer und Angst, werden schlechter erkannt. Am schlechtesten fällt die Erkennungsleistung für Ekel aus. Huang et al. (2008) finden ebenfalls

eine schlechtere Emotionserkennung von Ärger, Ekel, Angst und Trauer bei chinesischen Studenten, verglichen mit japanischen und europäisch amerikanischen Studenten.

Unterschiede in den einzelnen Emotionen:

Die Erkennungsrate ist mit 45 Prozent bei Angst und Ekel im Vergleich zu 90 Prozent bei den Amerikanern deutlich schlechter. Deshalb gehen die Autoren davon aus, dass die niedrigeren Werte auch darauf hindeuten können, dass es qualitative und nicht quantitative Unterschiede in der Emotionserkennung gibt. Wichtig ist eine Unterscheidung zwischen Gesichtsausdrücken, die einer bestimmten Emotion zugeordnet werden können und Emotionen, die im Alltag häufig auftreten. So nehmen die Autoren an, dass mit Ausnahme der Freude, Emotionen meist gemeinsam mit anderen Emotionen gezeigt werden. Daher dürfte die Emotionserkennungsleistung beim freudigen Gesichtsausdruck am besten sein. Ekel tritt z.B. häufig mit Ärger und Verachtung auf. Da die meisten Emotionen im Alltag nicht einzeln vorkommen, wäre es möglich, dass sich ostasiatischen Studenten stärker bei der Emotionserkennung auf die Mehrdeutigkeit beziehen und daher Emotionen schlechter erkennen, als die europäischen Studenten. Mehrdeutige Emotionen dürften besonders dann schlechter erkannt werden, wenn die Erwartung beim Gegenüber besteht, dass Emotionen nicht offen gezeigt werden. Yuki et al. (2006) kommen zu dem Ergebnis, dass Emotionen in ostasiatischen Ländern weniger offen gezeigt werden als in Europa.

Die Autoren finden zudem heraus, dass sich Europäer bei der Emotionserkennung vor allem auf den Mund und Ostasiaten stärker auf die Augen konzentrieren. Es ist leicht möglich, dass die Augen auf den gezeigten Fotos des VERT-K deutlich schlechter geeignet sind auf alle fünf Basisemotionen zu schließen als die Münder.

Laut Ekman (2004) kommt es bei der Darstellung von Basisemotionen zu bestimmten Veränderungen des mimischen Ausdrucks, darunter Veränderungen des Mundes und der Augen. Trauer zeigt sich z.B. durch nach oben gezogene Augenbrauen und eine verzerrte Mundstellung mit nach unten gerichteten Mundwinkeln. Bei Wut werden die Augenbrauen zusammengezogen und gesenkt, die Zähne gefletscht oder die Lippen zusammengepresst. Angst zeichnet sich durch weit aufgerissene Augen, stark gehobene Oberlider, einen starr gerichteten Blick, gespannte Lippen und einen weit geöffneten Mund aus. Bei Ekel wird die Nase gerümpft. Freude geht mit hochgezogenen Mundwinkeln und bei Freude mit sogenannten Lachfalten um die Augen einher. Das heißt, alle Basisemotionen werden durch unterschiedliche, mimische Veränderungen charakterisiert und nicht immer scheint die Fokussierung auf die Augenregion ausreichend, um die Darstellung auch korrekt zu

erkennen. Die in Ostasien erfolgreiche Methode, sich auf die Augen zu konzentrieren, da Ostasiaten ihre Emotionen verglichen mit Europäern weniger offen zeigen und die Augen verglichen mit den Mündern Emotionen schlechter vortäuschen können, bringt anscheinend bei der Anwendung des VERT-K keinen Vorteil. Ob es dieses Defizit auch unter Verwendung dynamischer und damit realitätsnaher Stimuli gibt, muss erst untersucht werden. In der Studie von Shiori et al. (2002) erkennen ostasiatische Studenten negative Emotionen signifikant schlechter als europäische Studenten. Den Autoren nach werden negative Emotionen schlechter erkannt, weil Personen mit hohen C-Werten ein stärkeres Interesse an einer harmonischen Gemeinschaft haben. Daher werden negative Emotionen leichter übersehen. Tatsächlich wird im VERT-K als einzige positive Emotion Freude gezeigt. Da ein freudiger Gesichtsausdruck insgesamt am besten erkannt wird und ein neutraler Gesichtsausdruck besser erkannt wird als die negativen Gesichtsausdrücke Ärger, Trauer, Angst und Ekel können die gefundenen Ergebnisse damit teilweise erklärt werden.

Safdar et al. (2009) finden bei Japanern verglichen mit Amerikanern und Kanadiern nicht bei allen negativen Emotionen eine schlechtere Emotionserkennung.. Bei Ärger werden signifikante Unterschiede gefunden, nicht bei Trauer und Angst. Die Autoren nehmen an, dass ein ärgerlicher Gesichtsausdruck besonders in Ländern mit hohen C-Werten zu Konflikten führt, welcher mit negativen Konsequenzen verbunden ist. Trauer und Angst hingegen führen weniger zu Konflikten und müssen deshalb nicht übersehen werden. Die Ergebnisse lassen sich nicht unmittelbar übertragen, da Japaner und nicht überwiegend Chinesen getestet werden. Die Autoren gehen von höheren C-Werten bei Japanern aus. Bei den überwiegend aus Chinesen bestehenden ostasiatischen Studenten trifft das nicht zu. Zudem unterscheiden sich beide Gruppen im kulturellen Selbstbild nicht signifikant.

In der Studie von Elfenbein et al. (2007) werden jeweils bei Ärger und Verachtung größere kulturelle Unterschiede in den Gesichtsmuskeln beobachtet als bei Angst und Trauer. Den Autoren nach ist bei Ärger und Verachtung eine kulturspezifisch stärkere Signalwirkung von Bedeutung als bei Angst und Trauer. In der Diplomarbeitsstudie wird kein signifikanter Unterschied in der Emotionserkennung bei Ärger und Trauer beobachtet.

Unterschiede im Gesamtwert:

Die ostasiatischen und europäischen Studenten bekommen im VERT-K zur einen Hälfte Gesichter von Ostasiaten und zur anderen Hälfte Gesichter von Europäern gezeigt.

Elfenbein et al. (2007) zeigen in ihrer Studie zur Bestätigung des in-group-advantage-Effekts, dass verschiedene Gesichtsausdrücke Mitgliedern der eigenen Kultur besser zugeordnet werden können. Wickline et al. (2009) bestätigen ebenfalls das “in group advantage model”, indem sie zeigen, dass europäische und afroamerikanische Studenten Emotionen von Personen innerhalb ihrer jeweiligen Kultur sowohl anhand des Gesichtsausdrucks als auch anhand ihrer Stimme besser erkennen.

Lau et al. (2009) finden bei asiatisch amerikanischen Studenten verglichen mit europäisch amerikanischen Studenten ebenfalls eine schlechtere Emotionserkennung. Dabei werden jedoch den asiatisch amerikanischen Studenten asiatische Gesichter und den europäisch amerikanischen Studenten kaukasische Gesichter vorgegeben. Die asiatisch amerikanischen Studenten geben zudem an, eine schlechtere Emotionserkennung zu besitzen. Wahrscheinlich hat diese Erwartung entsprechend der selbsterfüllenden Prophezeiung dann auch tatsächlich das Ergebnis negativ beeinflusst.

Matsumoto et al. (2011) zeigen, dass positive und negative Emotionen von europäisch amerikanischen Frauen unterschiedlich häufig gezeigt werden, wenn sie sich in den berichteten I-C-Werten unterscheiden. Hohe C-Werte führen in der Studie dazu, dass die empfundenen Emotionen bei Anwesenheit einer fremden Person seltener offen gezeigt und häufiger durch gegenteilige Emotionen überlagert werden. Ostasiaten haben in ihrer ursprünglichen Gruppe häufiger mit Personen mit höheren C-Werten zu tun. In Ostasien werden tatsächlich empfundene Emotionen seltener offen gezeigt. Sollten die ostasiatischen Studierenden daher vermuten, die Gesichtsausdrücke im VERT-K müssten erst enttarnt werden um richtig erkannt werden zu können, dann könnte dadurch die Emotionserkennung beeinträchtigt sein.

Entsprechend Ko et al. (2011) spielen emotionale Hintergrundbilder bei der Emotionserkennung von Ostasiaten eine bedeutendere Rolle als bei Europäern. Emotionserkennung erfolgt im Gegensatz zum VERT-K nicht unabhängig von der Situation, in der Emotionen gezeigt werden. Auch deshalb sind die gefundenen Ergebnisse nicht ohne Einschränkung generalisierbar.

Es wird kein Einfluss des Geschlechts beobachtet, welcher Ergebnisse bisheriger Studien (Fernbach, 2006, Hoheisel, 2003, Derntl et al., 2009, Hoffmann et al., 2010, Hampson et al., 2006, Terracciano et al., 2008) widerspiegelt.

Emotionserkennung, Geschlecht, soziale Ängstlichkeit (LSAS):

Der Zusammenhang zwischen der sozialen Ängstlichkeit und der Emotionserkennung fällt signifikant aus und entspricht einem kleinen bis mittleren Effekt. Höhere soziale Ängstlichkeitswerte hängen, wie auch zuvor erwartet, mit schlechteren Emotionserkennungswerten zusammen. Dieser signifikante Zusammenhang wird sowohl bei Frauen als auch bei Männern beobachtet. Die schlechtere Emotionserkennungsleistung bei sozial ängstlichen Personen wird erwartet, da entsprechend dem kognitiven Modell der sozialen Phobie nach Clark und Wells (1995) und dem kognitiven Modell von Beck (1985) sozial ängstliche Personen negative Überzeugungen und Gedanken darüber haben, was andere über sie denken. Es wird daher angenommen, dass die verzerrte Wahrnehmung mit einer beeinträchtigten Emotionserkennungsleistung einhergeht. Sozial ängstliche Personen sind auch mit den körperlichen Symptomen wie Zittern und der Angst davor, von anderen Personen negativ bewertet zu werden, beschäftigt und Clark und Wells (1995) geben an, dass sie sich deshalb schlechter auf soziale Hinweisreize konzentrieren können. Damit dürfte die Emotionserkennungsleistung ebenfalls beeinträchtigt sein. Es könnte vermutet werden, dass der Zusammenhang zwischen der Emotionserkennung und der sozialen Ängstlichkeit bei einer klinischen Stichprobe, bestehend aus Personen mit sozialer Phobie, höher ausfallen würde. Interessanterweise ist das nicht der Fall.

Phan et al. (2005) untersuchen den Zusammenhang zwischen der sozialen Ängstlichkeit und der Emotionserkennung bei Amerikanern und berichten ein nicht signifikantes Ergebnis, jedoch zeigen die Amerikaner mit generalisierter sozialer Phobie (GSA) bei Ärger, Ekel und Trauer eine stärkere neuronale Aktivität der Amygdalaregion. Bei Freude finden sich keine signifikanten Unterschiede. Daraus lässt sich ableiten, dass negative Emotionen von Personen mit GSA anders verarbeitet werden, ohne dabei die Emotionserkennung zu beeinflussen. In zukünftigen Studien sollte deshalb die Hirnaktivität mit erfasst werden. Erwartet wird, dass die Aktivität der Amygdalaregion beim Betrachten negativer Gesichtsausdrücke bei sozial ängstlichen Personen in nicht klinischen Stichproben geringer ausfällt, weil negative Emotionen wie Ärger als deutlich weniger bedrohlich empfunden werden dürften. Kolassa und Miltner (2006) finden auch keine schlechtere Emotionserkennung bei Personen mit GSA im Vergleich zur Kontrollgruppe.

Die erhöhte Amygdalaaktivität während des Betrachtens von unterschiedlichen Gesichtsausdrücken wird in einer Studie von Stein et al. (2007) auch bei amerikanischen Studenten mit verschiedenen Formen von Angststörungen im subklinischen Bereich gefunden. Ein signifikanter Zusammenhang zwischen Emotionserkennung und Angststörung

findet sich nicht. Die fehlende Beeinträchtigung in der Emotionserkennung bei gleichzeitig erhöhter Amygdalaaktivität ist daher weder für die klinische Form der GSA spezifisch noch für die soziale Ängstlichkeit.

Es gibt eine Reihe von Gründen, warum der Zusammenhang zwischen sozialer Ängstlichkeit und der Emotionserkennung nicht eindeutig ausfällt.

Joormann et al. (2006) finden heraus, dass sozial ängstliche und sozial wenig ängstliche Personen traurige und freudige Gesichter ähnlich gut erkennen. Ärgerliche Gesichter werden von sozial ängstlichen Personen besser erkannt. Tatsächlich fallen die gefundenen Zusammenhänge in der Diplomarbeitsstudie nicht sehr hoch aus.

Mansell et al. (1999) machen die Beobachtung, dass sozial ängstliche Personen in einer sozial bedrohlichen Situation positive und negative Gesichter stärker vermeiden als neutrale, was zu einer insgesamt schlechten Emotionserkennung führt. Den Autoren nach werden sowohl positive als auch negative Gesichtsausdrücke von sozial ängstlichen Personen deshalb als bedrohlich empfunden, weil sie zu einer sozialen Interaktion auffordern. Sozial ängstliche Personen wollen diese Situationen meiden.

Wird die Situation als wenig bedrohlich empfunden, dann findet sich keine schlechtere Emotionserkennung. Darin könnte eine Erklärung für den fehlenden Zusammenhang bei den europäischen männlichen Studenten liegen. Die ostasiatischen Männer und Frauen könnten sich bedroht fühlen, da sie es mit Personen einer fremden Kultur zu tun haben und daher den Ablauf der Testung trotz Erklärung nicht genau abschätzen könnten. Die europäischen Frauen fühlen sich bedroht, da sie signifikant höhere soziale Ängstlichkeitswerte angeben als die europäischen Männer. Die Gründe dafür wurden bereits erwähnt. Die europäischen Männer fühlen sich als einzige Gruppe nicht bedroht.

Emotionserkennung, Geschlecht, taijin kyofusho (TKSQ):

Zwischen TKS und der Emotionserkennung ist der Zusammenhang entgegen den Erwartungen bei weiblichen und männlichen Studierenden nicht signifikant. Da sich die TKS unter anderem dadurch kennzeichnet, andere Personen möglichst nicht in Verlegenheit zu bringen, muss die Emotionserkennungsleistung gut sein, um abschätzen zu können, ob beim Gegenüber Verlegenheit ausgelöst wird, während sich sozial ängstliche Personen vor allem auf sich selbst konzentrieren und daher weniger in der Lage sind, die Emotionen anderer richtig einzuschätzen. Auf der anderen Seite werden soziale Situationen häufig vermieden, um andere nicht zu beschämen und es wird versucht, negative Emotionen möglichst nicht zu zeigen. Safdar et al. (2009) finden z.B. heraus, dass Japaner verglichen mit Amerikanern und

Kanadiern negative Emotionen seltener zeigen, weil sie in kollektivistisch orientierten Ländern mit negativeren Konsequenzen verbunden sind. Emotionen, die seltener gezeigt werden, können auch schlechter erkannt werden, zudem werden negative Emotionen von Ostasiaten nach Möglichkeit übersehen, weil sie mit Konflikten assoziiert sind. Da es eben Einflussfaktoren in Zusammenhang mit der TKS-Symptomatik gibt, welche für eine bessere und für eine schlechtere Emotionserkennungsleistung sprechen, fällt der Zusammenhang zwischen der Emotionserkennungsleistung und der TKS insgesamt nicht signifikant aus.

Bisher fehlen weitere Studien, in denen der Zusammenhang zwischen TKS und der Emotionserkennung untersucht wird.

I-C-Dimension, Geschlecht, Emotionserkennung:

Nach Lau et al. (2009) handelt es sich bei der Emotionserkennung um eine spezifische kulturelle Variable, die unabhängig von der I-C-Dimension besteht. Ein Zusammenhang zwischen den I-C-Werten auf Ebene des kulturellen Selbstbildes und auch auf Ebene der wahrgenommenen kulturellen Norm mit der Emotionserkennung scheint daher nicht plausibel zu sein und wird in der Diplomarbeit auch nicht gefunden. Die Korrelationen zwischen den I-C-Werten und der Emotionserkennung fallen bei Frauen und Männern nicht signifikant aus. Interessanterweise finden sich auch keine weiteren Studien, die den Einfluss von I-C-Werten auf die Emotionserkennung untersucht haben.

Die meisten Studien, in denen I-C-Werte und die Emotionserkennung erhoben werden, betrachten den Zusammenhang zwischen der Bereitschaft bestimmter Emotionen zu zeigen und den I-C-Werten (Matsumoto et al., 2001, Shiori et al., 2002, Safdar et al., 2009, Tsai et al., 2006). Indirekt lässt sich aus diesen Studien auch auf die Beziehung zwischen I-C-Werten und der Emotionserkennung schließen, weil selten gezeigte Emotionen mit niedrigeren Erkennungswerten einhergehen dürften, da sie schlechter gelernt werden.

Bei Amerikanern, die sich mit ihrer Kultur stark identifizieren, führen hohe C-Werte im Selbstbild dazu, dass positive und negative Emotionen seltener gezeigt werden (Tsai et al., 2006). In der Studie von Matsumoto et al. (2001) zeigen amerikanische Frauen mit hohen C-Werten im Selbstbild bei Anwesenheit einer fremden Person während eines positiven Films selten negative und häufig positive Emotionen, wobei der Film von ihnen positiv bewertet wird. Kulturelle Selbstbilder die dazu führen, empfundene Emotionen nicht zu zeigen, dürften die Entwicklung von Fehltritten bei der Gesichtererkennung begünstigen. Die europäischen und ostasiatischen Studenten geben ein leicht individualistisches Selbstbild an. Daher dürften Emotionen auch eher gezeigt werden, wenn sie empfunden werden. Dass die

hohen C-Werte von einem Teil der Amerikanerinnen berichtet werden, bestätigt die Notwendigkeit einer Differenzierung zwischen ethnischer Gruppe und I-C-Dimension. Europäische und ostasiatische Studenten unterscheiden sich wie beschrieben bei der Emotionserkennung. In beiden Gruppen und bei Männern und Frauen findet sich kein signifikanter Zusammenhang zwischen I-C-Dimension und Emotionserkennung. Dabei überrascht auf den ersten Blick, dass die Gruppe einen Einfluss auf die Emotionserkennung hat und nicht die wahrgenommene kulturelle Norm. Diese kulturelle Norm entspricht einer Bewertung der Gruppe, die jedoch in keinen Zusammenhang zu Erklärungsmodellen für die gefundenen Gruppenunterschiede steht, wie dem „in group advantage model“ von Elfenbein und Ambady (2002).

8.4 Kritik und Ausblick

Indem verschiedene Aspekte der vorliegenden Studie kritisch hinterfragt werden, sollen die Vorteile und Nachteile dieser Studie erwähnt und in Hinblick auf die zukünftige Forschung Ansätze für weitere praktisch relevantere Studien geliefert werden.

Die strengen zuvor festgelegten Einschluss- und Ausschlusskriterien, welche im Vorhinein mittels soziodemographischem Fragebogen erhoben werden, ermöglichen es, den Einfluss möglicher Störvariablen größtenteils zu kontrollieren.

Auch können annähernd gleich viele Ostasiaten und Europäer sowie Männer und Frauen in der Stichprobe mit erhoben werden.

Trotz der freiwilligen Teilnahme können besonders bei den ostasiatischen Studenten motivationale Beeinträchtigungen und eine beeinträchtigte Aufmerksamkeit nicht ausgeschlossen werden. Die Testung erfolgt zu einem großen Teil während der Studienzeit. Auch Verständnisschwierigkeiten treten besonders bei den ostasiatischen Studenten auf. Ob bei auftretenden Unklarheiten immer nachgefragt oder der Einfachheit halber Fragen trotz Unklarheit einfach beantwortet werden, bleibt ungewiss.

Die Rekrutierung der Stichprobe gestaltet sich anfangs recht schwierig. Vereinbarte Termine werden häufig nicht eingehalten. Die Wahrscheinlichkeit einer erfolgreichen Bearbeitung erhöht sich deutlich, wenn die Testung unmittelbar nach einer Zusage stattfindet. Die meisten Ostasiaten, darunter vor allem Frauen, werden an der Universität für Musik und darstellende Kunst rekrutiert.

In der Literatur treten innerhalb der Gruppe der Ostasiaten in den kulturellen Werten zum Teil deutliche Unterschiede auf. So können bei Chinesen ähnlich hohe Individualismuswerte im kulturellen Selbstbild beobachtet werden wie bei Europäern.

In weiteren Studien wäre es daher von Interesse zwischen Ostasiaten unterschiedlicher Gruppe zu differenzieren. 5 Koreaner und 1 Japaner reichen nicht aus, um sie mit 27 Chinesen und 11 Taiwanesen vergleichen zu können. Zu diesem Zweck ist die Erhebung einer deutlich größeren Stichprobe erforderlich.

Unterschiede in der Aufenthaltsdauer in Europa haben entgegen den Erwartungen bei Ostasiaten weder Einfluss auf kulturelle Werte noch auf die soziale Ängstlichkeit. Vielleicht müssen, um Unterschiede finden zu können, Ostasiaten untersucht werden, die sich in der Aufenthaltsdauer deutlicher voneinander unterscheiden. Es wäre besonders in Zusammenhang mit der sozialen Ängstlichkeit auch möglich, dass die Aufenthaltsdauer die Stressbelastung auf Grund der Konfrontation mit der neuen Kultur widerspiegelt und diese zu einer Veränderung der sozialen Ängstlichkeit führt. Um darüber mehr Klarheit zu gewinnen, ist eine zusätzliche Erfassung des Ausmaßes an Stressbelastung in weiteren Studien in diesem Zusammenhang sinnvoll. Zudem soll die Aufenthaltsdauer das Ausmaß an kultureller Anpassung widerspiegeln. Diese ist vielleicht kaum einer Veränderung unterworfen, wenn Personen in einer neuen Kultur zu einem Großteil mit jenen Personen aus ihrer ursprünglichen Kultur konfrontiert sind. Um Aussagen über Veränderungen der kulturellen Werte treffen zu können, ist eine Prä-Post-Testung notwendig. Diese ist deshalb besonders erforderlich, weil über das kulturelle Selbstbild der Taiwaner und Chinesen vor Beginn der Studie in ihrer Gruppe nur spekuliert werden kann.

Im Rahmen dieser Studie wird die soziale Ängstlichkeit in einer nicht klinischen Stichprobe erfragt. In zukünftigen Studien könnte untersucht werden, inwieweit sich die gefundenen Ergebnisse auch auf klinische Populationen übertragen lassen können. In einer klinischen Stichprobe könnte ein deutlich größerer negativer Zusammenhang zwischen der sozialen Phobie und der Emotionserkennungsleistung festgestellt werden, das Vermeidungsverhalten könnte in beiden Gruppen ähnlich stark ausgeprägt sein, da bestimmte Kriterien erfüllt sein müssen, um eine soziale Phobie diagnostizieren zu können. Darüber hinaus könnte die Beziehung zwischen den kulturellen Werten und der sozialen Ängstlichkeit besser hergestellt werden, da sich in der klinischen Stichprobe tatsächlich nur Personen befinden würden, die eine soziale Phobie aufweisen. Vermutet wird, dass die kulturellen Werte zwischen Ostasiaten und Europäern der klinischen Stichprobe verglichen mit der nicht klinischen Stichprobe ähnlicher wären. In jedem Fall kann durch den Vergleich einer klinischen mit einer nicht klinischen Stichprobe der Einfluss der kulturellen Werte auf die soziale Phobie besser eingeschätzt werden.

Inwieweit der Selbstbeurteilungsfragebogen das am meisten geeignete Verfahren ist, um soziale Ängstlichkeit zu erfassen, ist umstritten. Für den Einsatz von Fragebögen spricht unter anderem, dass die Verhaltensbeobachtung als Erhebungsinstrument von Personen in

sozialen Situationen mit bedrohlichem Charakter zwar ökologisch valider ist, soziale Ängste jedoch vor allem das innere Erleben widerspiegeln und ein Verhalten, welches einer sozialen Ängstlichkeit entspricht, auch der Ausdruck des eigenen Temperaments und der Persönlichkeit sein kann. Selbstbeurteilungsfragebögen haben trotz der freiwilligen Teilnahme an der Testung das Problem der Verfälschbarkeit. Im klinischen Setting ist eine hohe Augenscheinvalidität bei hohem Leidensdruck der getesteten Person und der damit einhergehenden Erwartung einer Hilfestellung weniger problematisch. Leider ist nicht davon auszugehen, dass es keine Unterschiede zwischen Kulturen und den Geschlechtern in der Bereitschaft, Symptome der sozialen Ängstlichkeit anzugeben, gibt. Wegen der Kenntnis über eine anonyme Behandlung der Daten sollte das Ausmaß an Verfälschung nicht zu stark ausfallen.

Im Rahmen dieser Studie werden deutlich höhere soziale Ängstlichkeitswerte bei Frauen und Studenten ostasiatischer Gruppe gefunden. Ostasiatische Frauen geben verglichen mit ostasiatischen Männern höhere Kollektivismuswerte an. Da Frauen in beiden Formen der sozialen Ängstlichkeit, der sozialen Phobie und TKS, deutlich höhere Werte angeben, kann vermutet werden, dass neben kulturellen Werten soziale und geschlechtsbezogene Unterschiede eine Rolle bei der Entstehung sozialer Ängstlichkeit spielen.

In jedem Fall ist eine geschlechtsspezifische Betrachtung kultureller Werte und der sozialen Ängstlichkeit sinnvoll. Besonders im Zusammenhang mit den kulturellen Werten erfolgt diese kaum. Die genauen Ursachen für die deutlich höheren sozialen Ängstlichkeitswerte bei Frauen müssen noch untersucht werden. In bisherigen Studien fallen die geschlechtsspezifischen Unterschiede in der sozialen Ängstlichkeit nicht in dieser Höhe aus.

Aufgabe zukünftiger Forschung wäre es unter anderem herauszufinden, ob kulturelle Werte, die in Beziehung zu ganz bestimmten Aspekten der sozialen Ängstlichkeit wie sozialer Interaktionsangst, Leistungsangst, physiologische Reaktionen stehen, das Ausmaß an sozialer Ängstlichkeit unterschiedlich beeinflussen. Daraus könnten neue Therapiemethoden abgeleitet werden. Indem z.B. festgestellt werden könnte, dass Personen mit hohen Kollektivismuswerten im kulturellen Selbstbild Angst vor sozialen Leistungssituationen haben, jedoch nicht vor sozialen Situationen ohne Leistungsaspekt, könnte versucht werden, sozial ängstlichen Personen beizubringen, in Leistungssituationen vor allem daran zu denken, die eigenen Ziele erreichen zu wollen und nicht daran zu denken, andere mit einer schlechten

Leistung zu beschämen, während bei der Angst vor sozialen Situationen die I-C-Dimension in der Therapie keine Berücksichtigung finden würde.

Neben der sozialen Phobie wird ganz bewusst TKS mit erfasst, um kulturelle Unterschiede in der sozialen Ängstlichkeit zu untersuchen und dabei nicht den Fehler zu machen, sich ausschließlich an westlichen Diagnosekriterien zu orientieren. Dies ist sicher eine Stärke dieser Studie. Der dahinterstehende Gedanke sollte nach Möglichkeit in kulturvergleichenden Studien Berücksichtigung finden.

Ein allgemeiner Kritikpunkt betrifft die eingesetzten Verfahren: Mit der Cultural Orientation Scale von Bierbrauer et al. (1994) wird ein Verfahren eingesetzt, welches nur ganz bestimmte Aspekte der Kultur erhebt. Inwieweit gerade diese Aspekte im Verhältnis zu anderen möglichen kulturellen Bereichen für soziale Ängste relevant sind, bleibt fraglich.

9 Zusammenfassung

In bisherigen Studien wird mit der sozialen Phobie und der TKS ein Auftreten beider Formen der sozialen Ängstlichkeit in unterschiedlichen Kulturen festgestellt. Höhere TKS-Werte werden in überwiegend kollektivistisch orientierten Ländern gefunden. Bei der sozialen Phobie finden sich nur zum Teil höhere Werte in kollektivistischen Ländern. Ziel der vorliegenden Studie ist es zu prüfen, inwieweit sich diese Ergebnisse auf Migranten übertragen lassen. Daher werden 44 ostasiatische Studenten mit 44 Studenten aus Europa verglichen. Beide Gruppen unterscheiden sich nicht im Alter, Geschlecht und Bildungsstand.

Neben der sozialen Ängstlichkeit werden die Aufenthaltsdauer in Europa, kulturelle Werte auf Ebene des Selbstbildes und der wahrgenommenen kulturellen Norm und die Emotionserkennungsleistung mittels Fragebögen oder Computertests erhoben.

Ostasiaten geben wie erwartet höhere soziale Ängstlichkeitswerte und TKS-Werte an. Frauen haben dabei in beiden Gruppen höhere Werte als Männer.

Ostasiaten geben erwartungsgemäß ein stärkeres Vermeidungsverhalten an, Frauen berichten in beiden Gruppen ein stärkeres Vermeidungsverhalten. Allerdings zeigt sich kein Zusammenhang zwischen Aufenthaltsdauer und Vermeidungsverhalten.

Ostasiaten zeigen eine signifikant eingeschränkte Emotionserkennungsleistung, die mit dem Ausmaß an sozialer Ängstlichkeit negativ korreliert.

Zwischen TKS und der Emotionserkennungsleistung besteht kein Zusammenhang.

Ostasiatische Studenten haben wie erwartet höhere Kollektivismuswerte im kulturellen Selbstbild und der wahrgenommenen kulturellen Norm, wobei beide Gruppen ein leicht individualistisches Selbstbild angeben. Auf Grund ihrer ethnischen Gruppe und des kulturellen Austausches haben sie erwartungsgemäß höhere soziale Ängstlichkeitswerte an. Die Emotionserkennungsleistung dürfte bei Ostasiaten schlechter ausfallen, weil sie dabei auf die schlechter zu erkennenden Augen und Europäer hingegen stärker auf die leicht zu erkennenden Münder achten

Ob es in Folge eines kulturellen Austausches zu Veränderungen in beiden Formen der sozialen Ängstlichkeit kommt, lässt sich nur anhand eines Prä-Post-Tests prüfen.

11 Verzeichnisse

11.1 Literaturverzeichnis

Alden, L. & Wallace, S. (1995). Social phobia and social appraisal in successful and unsuccessful social interactions. *Behaviour Research and Therapy* 33, 497-505.

American Psychiatric Association (1994). *Diagnostic and statistical manual of mental disorders- DSM-IV*. Washington, DC: American Psychiatric Press.

Amin, N., Foa, E. & Coles, M. (1998). Negative interpretation bias in social phobia. *Behaviour Research and Therapy* 36, 945-957.

Asnaani, A., Ritchey, J. & Anthony, P. (2010). A Cross-Ethnic Comparison of Lifetime Prevalences Rates of Anxiety Disorders. *Journal of Nervous and Mental Disease* 8, 551-555.

Abbott, M.J. & Rapee, R.M. (2004). Post-event rumination and negative self-appraisal in social phobia before and after treatment. *Journal of Abnormal Psychology*, 113, 136-144. Beck, A., Emery, G. & Greenberg, R. (1985). *Cognitive therapy and the emotional disorders*. New York, International University Press.

Beidel, D., Turner, S., Young, B., Sallee, F. & Crosby, L. (2006). Psychopathology of Adolescent Social Phobia. *Journal of Psychopathology and Behavioural Assessment* 29, 46-53.

Bierbrauer, G., Meyer, H., Wolfradt, U. (1994). Measurement of normative and evaluative aspects in individualistic and collectivistic orientations: The Cultural Orientation Scale (COS). Individualism and collectivism: Theory, method, and applications. In: Cross-cultural research and methodology series (pp. 189-199). Thousand Oaks, CA.

Brook, C. & Schmidt, L. (2008). Social anxiety disorder: A review of environmental risk factors. *Neuropsychiatric Disease and Treatment* 1, 123-143.

Clark, L., Watson, D. & Mineka, S. (1994). Temperament, Personality, and the Mood and Anxiety Disorders. *Journal of Abnormal Psychology* 103, 103-116.

- Cloitre, M., Cancienne, J., Heimberg, R., Holt, C. & Liebowitz, M. (1995). Memory bias does not generalize across anxiety disorders. *Behaviour Research and Therapy* 33, 305-307.
- Camras, L., Chen, Y., Bakeman, R., Norris, K. & Cain, T. (2006). Culture, Ethnicity, and Children's Facial Expressions: A Study of European American, Mainland Chinese, Chinese American, and Adopted Chinese Girls. *Emotion* 6, 103-114.
- Choy, Y., Schneider, F., Heimberg, R., Oh, K-S., Liebowitz, M. (2008). Features of the offensive subtype of taijin-kyofu-sho in Us and Korean patients with DSM IV social anxiety disorder. *Depression and Anxiety* 25, 230-240.
- Clark, D.M. & Wells, A. (1995). A cognitive model of social phobia. In: R. Heimberg & A.V. Guilford Press (pp.21-94). New York, Raven.
- Connor, K., Davidson, J., Churchill, L., Sherwood, A., Foa, E. & Weisler, R. (2000). Psychometric properties of the Social Phobia Inventory (SPIN): New self-rating scale. *British Journal of Psychiatry* 176, 379 – 386.
- Dalrymple, K., Herbert, J. & Gaudiano, B. (2006). Onset of Illness and Developmental Factors in Social Anxiety Disorders: Preliminary Findings from a Retrospective Interview. *Journal of Psychopathology and Behavioral Assessment* 29, 101-110.
- Derntl, B., Habel, U., Windischberger, C., Robinson, S., Kryspin-Exner, I., Gur, R., & Moser, E. (2009). General and specific responsiveness of the amygdala during explicit emotion recognition in females and males. *BMC Neuroscience* 10, 91-101.
- Derntl, B., Habel, U., Robinson, S., Windischberger, C., Kryspin-Exner, I., Gur, R. & Moser, E., (2009). Amygdala activation during recognition of emotions in a foreign ethnic group is associated with duration of stay. *BMC Neuroscience* 4, 294–307.
- DeWitt, D., Coutts, M., Offord, D., King, G., McDougall, J., Specht, J. & Stewart, S. (2005). Gender differences in the effects of family adversity on the risk of onset of DSM-III- Social phobia. *Journal of Anxiety Disorders* 5, 479-502.

- Dilling, H., Mombour, W. & Schmidt, M. (2008). *Internationale Klassifikation psychischer Störungen. ICD-10 Kapitel V (F) Klinisch-diagnostische Leitlinien* (6., vollständig überarbeitete Auflage). Bern: Huber.
- Dinnel, D. L., Kleinknecht, R. A., & Tanaka-Matsumi, J. (2002). A cross-cultural comparison of social phobia symptoms. *Journal of Psychopathology and Behavioural Assessment* 24, 75-84.
- Ekman, P. (2004). Gefühle lesen. Wie Sie Emotionen richtig erkennen und richtig interpretieren. Heidelberg: Elsevier [u.a.].
- Ekman, P., Friesen, W. & Ellsworth, P. (1982). *What are the similarities and differences in facial behaviour across cultures?* In: Ekman, P. (Hrsg.), *Emotion in the human face*. Cambridge University Press (pp128-146). Cambridge: UK.
- Erath, S., Flanagan, K. & Bierman, K. (2007). Social Anxiety and Peer Relations in Early Adolescence: Behavioural and Cognitive Factors. *Journal of Abnormal Child Psychology* 35, 405-416.
- Elfenbein, H., Beaupre, M., Levesque, M., Hess, U. (2007). Toward a Dialect Theory: Cultural Differences in the Expression and Recognition of Posed Facial Expressions. *Emotion* 7, 131-146.
- Elfenbein, H. & Ambady, N. (2002). Is There an In-Group Advantage in Emotion Recognition? *Psychological Bulletin* 2, 243-249.
- Elfenbein, H. & Ambady, N. (2002). On the Universality and Cultural Specificity of Emotion Recognition: A Meta-Analysis. *Psychological Bulletin* 2, 203-235.
- Fernbach, E. (2006). Geschlechtshormonelle Einflüsse auf das Erkennen und Erinnern emotionaler Gesichtsausdrücke. Eine klinische Vorstudie anhand der Kurzformen der "Vienna Emotion Recognition Tasks" (VERT-K) und "Vienna Memory of Emotion Recognition Tasks" (VIEMER-K). Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Wien.
- Filho, A., Heterem, L., Ferrari, M., Trzesniak, C., Santos, R. & Crippa, J. (2009). Social

phobia: What are we losing with the current diagnostic criteria? *Acta Psychiatrica Scandinavica* 121,216-226.

Foa, E., Franklin, M., Perry, K. & Herbert, J.(1996). Cognitive biases in generalized social phobia. *Journal of Abnormal Psychology* 105, 433-439.

Fydrich, T .(2002b). SPAI – Soziale Phobie und Angst Inventar, in: Brähler, E., Schumacher, J. & Strauß, M. (Hrsg.), Diagnostische Verfahren in der Psychotherapie. Hogrefe, Göttingen.

Hampson, E., Anders, S.& Millin, L. (2006). A female advantage in the recognition of emotional facial expressions: test of an evolutionary hypothesis. *Evolution and Human Behavior* 27, 401-416.

Harris, C. & Aycicegi, A.(2006). When Personality and Culture Clash: The Psychological Distress of Allocentric in an Individualist Culture and Idiocentric in an Collectivistic Culture. *Transcultural Psychiatry* 43, 331-361.

Heinrichs, N., Rapee, R., Alden, L., Bögels,S., Hofmann, S. & Oh, K. (2006).

Cultural differences in perceived social norms and social anxiety. *Behaviour Research and Therapy* 44, 1187-1197.

Hess, U., Adams, R. & Kleck, R.(Hrsg.), (2007). When two do the same, it might not mean the same: the perception of emotional expressions shown by men and women. In: Philippot, Piere (Eds), Studies in emotion and social interaction. Cambridge University Press (pp.33-50). New York, US.

Helbig, L., Camin,S. & Peterman, F. (2011). Angstbezogene Verhaltensweisen in einer nicht klinischen Stichprobe: Geschlechtsspezifische Zusammenhänge zu Risikofaktoren für Angststörungen. *Zeitschrift für Psychiatrie* 59, 145-154.

Hinrichsen, H. & Clark, D. (2003). Anticipatory processing in social anxiety: Two pilot studies. *Journal of Behaviour Therapy and Experimental Psychiatry*, 34, 210-217.

- Hoffmann, H., Kessler, H., Eppel, T., Rukovina, S. & Trang, H. (2010). Expression intensity, gender and facial emotion recognition : Women recognize only subtle facial emotions better than men. *Psychological Bulletin* 135, 278-283.
- Hofstede, G. (2001). *Culture's Consequences – Comparing Values, Behaviours, Institutions and Organizations across Nations* (2.Aufl.). Sage publications (pp 220-247). London.
- Hofstede, G. (2006). *Lokales Denken, globales Handeln. Interkulturelle Zusammenarbeit und globales Management.* (3. Auflage) München: DTV.
- Hofstede, G. (1996). Gender Stereotypes and Partner Preferences of Asian Women in Masculine and Feminine Cultures. *Journal of Cross-Cultural Psychology* 39, 99-117.
- Hoheisel, B. (2003). *Vienna Recognition Emotion Tasks – VERT 160. Konstruktion und Erstanwendung eines für den deutschen Sprachraum entwickelten Emotionserkennungsverfahrens nach dem Konzept des “Computergestützten Neuropsychologischen Untersuchungsmaterials” (CNP).* Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Wien.
- Hope, D., Rapee, R., Heimberg, R. & Dombek, M. (1990). Representations of the self in social phobia: Vulnerability to social threat. *Cognitive Therapy and Research* 14, 177-189.
- Hsu, L. & Alden, L. (2006). Social Anxiety in Chinese and European –Heritage Students: The Effect of Assessment Format and Judgements of impairment. *Behaviour Research and Therapy* 38, 120-131.
- Hsu, L. & Alden, L. (2008). Cultural influences on willingness to seek treatment for social anxiety in Chinese-and European-heritage students. *Cultural Diversity and Ethnic Minority Psychology* 14, 215-223.
- Hsu, L., Woody, S., Lee, H., Peng, Y., Zhiou, X. & Ryder, A. (2012). Social anxiety among East Asians in North America; East Asian socialization or the challenge of acculturation? *Cultural Diversity and Ethnic Minority Psychology* 18, 181-191.

- Huang, Y., Tang, S., Helmeste, D., Shiori, T. & Someya, T. (2008). Differential judgement of static facial expressions in three cultures. *Psychiatry and Clinical Neurosciences* 55, 479-483.
- Hutchinson, G. & Haasen, C. (2003). Migration and schizophrenia: The challenges for European psychiatry and implications for the future. *Social Psychiatry and Psychiatric Epidemiology* 39, 250-357.
- Joormann, J. & Gotlib, I. (2006). Is this happiness I see? Bias in the identification of emotional facial expressions in depression and social phobia. *Journal of Abnormal Psychology* 115, 705-714.
- Kashdan, T., Elhai, J. & Breen, W. (2008). Social anxiety and disinhibition: A analysis of curiosity and social rank appraisals, approach avoidance conflicts, and disruptive risk-taking behaviour. *Journal of Anxiety Disorders* 22, 925-939.
- Kashima, K., Kim, U., Gelfand, M., Yamaguchi, S., Choi, S. & Yuki, M. (1995). culture, gender, and self: A perspective from Individualism-Collectivism research. *Journal of Personality and Social Psychology* 69, 925-937.
- Kirmayer, L. (2001). Cultural variations in the clinical presentation of depression and anxiety: Implications for Diagnosis and Treatment. *Journal of Clinical Psychiatry* 13, 22-28.
- Kleinmeier, E., Yagdiran, O., Censi, B. & Haasen, C. (2004). Psychische Störungen bei türkischen Migranten: Inanspruchnahme einer Spezialambulanz. *Thieme eJournals* 11, 628-632.
- Knappe, S., Beesdo, K., Fehm, L., Lieb, R. & Wittchen, U. (2008). Associations of familiar risk factors with social fears and social phobia: evidence for the continuum hypothesis in social anxiety disorder. *Journal of Neural Transmission* 116, 639-648.
- Knipper, M., & Bilgin, Y. (2009). Migration und Gesundheit. Konrad Adenauer-Stiftung e.V Berlin/Sankt Augustin, pp1-52.

- Ko, S., Lee, T., Yoon, H., Known, J. & Mather, M. (2011). How does context affect assessments of facial emotion? The role of culture and age. *Psychology and Aging* 26, 48-59.
- Kolassa, I. & Miltner, W. (2006). Psychophysiological correlates of face processing in social phobia. *Brain Research* 1118, 130-141.
- Lau, A., Fung, J. & Wang, S.(2009). Explaining elevated social anxiety among Asian Americans: Emotional attunement and a cultural double bind. *Cultural Diversity and Ethnic Minority Psychology* 1, 77-85.
- Lee, M., Sumie, O. & Choe, Y. (2006). Frequency and Intensity of Social Anxiety in Asian Americans and European Americans. *Cultural Diversity and Ethnic Minority Psychology* 2, 291-305.
- Leung, C. & Moore, S. (2003). Individual and cultural gender roles: A comparison of Anglo-Australians and Chinese in Australia. *Current Research in Social Psychology* 2, 15-22.
- Lundh, L.& Öst, L. (1997). Explicit and implicit memory bias in social phobia. The role of subdiagnostic type. *Behaviour Research and Therapy* 35, 305-317.
- Mansell, W., Clark, D., Ehlers, A.& Chen, Y. (1999). Social anxiety and attention away from emotional faces. *Cognition and Emotion* 13, 673-690.
- Matsumoto,D.& Kupperbusch, C. (2001). Idiocentric and allocentric differences in emotional expression, experience, and the coherence between expression and experience. *Asian Journal of Social Psychology* 4, 1113-131.
- Matsumoto, D. (2001). Culture and emotion, In: Matsumoto, D. (Hrsg.), *Handbook of culture and psychology*. Oxford University Press:Oxford.pp171-194.
- Matsumoto, D. (1990). Cultural similarities and differences in display rules. *Motivation and Emotion* 14, 195–214.
- McNally, R., Taylor, S. & Koch, W.(1992). How does anxiety sensitivity vary across the anxiety disorders? *Journal of Anxiety Disorders* 6, 249-259.

- Merikangas, K., Lieb, R., Wittchen, H. & Avenevoli, S. (2003). Family and high-risk studies of social anxiety disorder. *Acta Psychiatrica Scandinavica* 108, 28-37.
- Mogg, K., Pierre, P., Prendan, P. (2004). Selective Attention to Angry Faces in Clinical Social Phobia. *Journal of Abnormal Psychology* 113, 160-165.
- Mogg, K., Mathews, A. & Weinman, J. (1987). Memory bias in clinical anxiety. *Journal of Abnormal Psychology* 96, 94-98.
- Moscovitch, D., Hofmann, S. & Litz, B. (2005). The impact of self-construals on social anxiety: a gender- specific interaction. *Personality and Individual Differences* 38, 659-672.
- Norasakkunikit, V. & Kalick, M. (2007). Experimentally Detecting How Cultural Differences on Social Anxiety Measures Misrepresent Cultural Differences in Emotional Well-being. *Journal of Happiness Studies* 10, 313-327.
- Okazaki, S., Liu, K., Longworth, S. & Minn, J. (2002). Asian American- White American Differences in Expressions of Social Anxiety: A Replication and Extension. *Cultural Diversity and Ethnic Minority Psychology* 8, 234-247.
- Okazaki, S. (1997). Sources of ethnic differences between Asian American and White American college students on measures of depression and social anxiety. *Journal of Abnormal Psychology* 106, 52-60.
- Phan, K., Fitzgerald, D., Nathan, P. & Tancer, M. (2005). Association between Amygdala Hyperactivity to Harsh Faces and Severity of Social Anxiety in Generalised Social Phobia. *Biological Psychiatry* 59, 424-429.
- Pilz, N. (2008). Untersuchung kultureller Aspekte bei virtueller Teamarbeit. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Universität Wien.
- Rappe, R. & Haymann, K. (1996). The effects of video feedback on the self-evaluation of performance in socially anxious subjects. *Behaviour Research and Therapy* 34, 315-322.
- Safdar, S., Friedlmeier, W., Matsumoto, D., Geung, Y., Kwantes, C., Kakai, H. & Shigemasu, E. (2009). Variations of Emotional Display Rules within and across Cultures :

A Comparison between Canada, USA, Japan. *Canadian Journal of Behavioural Science* 41, 1-10.

Shiori., T., Someya, T., Helmeste, D., Tang, S. (2002). Cultural difference in recognition of facial emotional expression: Contrast between Japanese and American raters. *Psychiatry and Clinical Neurosciences* 53, 629-633.

Soto, J.& Levenson, R. (2009). Emotion Recognition Across Cultures: The Influence of Ethnicity on Empathic Accuracy and Physiological Linkage. *Emotion* 6, 874-884.

Stangier, M., Heidenreich, T., Beradi, A., Golbs, U. & Hoyer, J. (1999). Die Erfassung sozialer Phobie durch die Social Interaction Anxiety Scale (SIAS) und die Social Phobia Scale (SPS). *Zeitschrift für klinische Psychologie* 28, 28-36.

Stangier, U. & Heidenreich, T. (2005). *Liebowitz Social Anxiety Scale* (German Version). Goettingen: Hogrefe.

Stangier, U., Heidenreich, T., Peitz, M., Lauterbach, W. & Clark, M. (2003). Cognitive-behavioural treatment of social phobia: Individual versus group treatment. *Behaviour Research and Therapy*, 41, 991-1007.

Stein, D. (2009). Social anxiety disorder in the West and in the East. *Clinical Psychiatry* 21, 109-117.

Stein, M., Simmons, A., Feinstein, J.& Paulus, M. (2007). Increased Amygdala and Insula Activation During Emotion Processing in Anxiety-Prone Subjects. *American Journal Psychiatry* 163, 318-327.

Stöckli, G. (2004). Shyness in School: Correlates of observed Shyness and self-reported Social Anxiety in Elementary School Children. *Psychologie in Erziehung und Unterricht* 51, 69-83.

Sugihara, Y.& Katsurada, E. (1999). Maskulinity and Feminity in Japanese Culture: A Pilot Study. *Journal of Behavioural Science* 8, 635-646.

- Terracciano, A., Merritt, M., Zonderman, A. & Evans, M. (2008). Personality Traits and Sex Differences in Emotions Recognition Among African Americans and Caucasians. *Cultural Diversity and Ethnic Minority Psychology* 10, 309-312.
- Triandis, H. (1995). *Individualism and collectivism*. New York. Oxford Westview press.
- Tsai, J., Levenson, R. & McCoy, K. (2006). Cultural and Temperamental Variation in Emotional Response. *Emotion* 6, 484-497.
- Tsai, J. & Levenson, R. (1997). Cultural influences of emotional responding: Chinese American and European American dating couples during interpersonal conflict. *Journal of Cross-Cultural Psychology* 28, 600-625.
- Waller, B., James, J. & Burrows, A. (2008). Selection for Universal Facial Emotion. *Emotion* 3, 435-439.
- Watson, D., Clark, L., & Carey, G. (1988). Positive and negative affect and their relation to anxiety and depressive disorders. *Journal of Abnormal Psychology* 97, 346-353.
- Wickline, B., Bailey, W. & Nowicki, S. (2009). Cultural in-group advantage: emotion recognition in African American and European American faces and voices. *Journal of Genetic Psychology* 30, 339-358.
- Wieser, M., Pauli, P., Alpers, G. & Mühlberger, A. (2009). Is eye to eye contact really threatening and avoided in social anxiety? - An eye-tracking and psychophysiology study. *Journal of Anxiety Disorders* 23, 93-103.
- Winton, E., Clark, D. & Edelmann, R. (1995). Social anxiety, fear of negative evaluation and the detection of negative emotion in others. *Behaviour Research and Therapy* 33, 193-196.
- Wittchen, H., Stein, M. & Kessler, R. (1999). Social fears and social phobia in a community sample of adolescents and young adults: prevalence, risk factors and co-morbidity. *Psychological Medicine* 29, 309-323.
- Wittchen, H. (2000). The many faces of social anxiety disorder. *International Clinical Psychopharmacology* 15, 7-12.

Woody, S. (1996). Effects of Focus on Anxiety Levels and Social Performance of Individuals with Social Phobia. *Journal of Abnormal Psychology* 1, 61-69.

Yoo, Seung., Matsumoto, D.& LeRoux, J. (2005). The influence of emotion recognition and emotion regulation on intercultural adjustment. *International Journal of intercultural relations* 30, 345-363.

Yuki, M., Maddux, W. & Masuda, T. (2006). Are the windows to the soul the same in the East and west? Cultural differences in using the eyes and mouth as cues to recognize emotions in Japan and the United States. *Journal of Experimental Social Psychology* 43, 303-311.

Zhong, J., Wang, A., Qian, M., Zhang, L., Gao, J., Yang, J., Li, B. & Chen, P. (2008). Shame, Personality, and social anxiety symptoms in Chinese and American nonclinical samples, a cross cultural study. *Depression and Anxiety* 25, 449-460.

11.2 Abbildungsverzeichnis

Graphik 1: Deskriptivstistik soziale Ängstlichkeit (LSAS), Gruppe, Geschlecht, Mittelwerte.....	85
Graphik 2: Deskriptivstatistik TKS, Gruppe, Geschlecht, Mittelwerte.....	89
Abbildung 1:- Profildiagramm – keine Wechselwirkung Gruppe und Geschlecht (LSAS-Ängstlichkeit).....	86
Abbildung 2:- Profildiagramm – keine Wechselwirkung Gruppe und Geschlecht (TKSQ)...	90
Abbildung 3: - Profildiagramm – keine Wechselwirkung kult. Selbstbild und wahrgenommene kulturelle Norm (TKSQ)	92
Abbildung 4:- Profildiagramm- keine Wechselwirkung Geschlecht und Gruppe.....	93

11.3 TABELLENVERZEICHNIS

Tabelle 1: Mittelwert (Standardabweichung) kulturelles Selbstbild, wahrgenommene kulturelle Norm, I-C-Gesamtwert, Vergleich Ostasiaten, Europäer.....	36
Tabelle 2: Fremdbeurteilungsverfahren zur Erfassung der sozialen Phobie bei Erwachsenen im deutschsprachigen Raum.....	37
Tabelle 3: Deskriptivstatistik Vermeidungsverhalten LSAS, Geschlecht, Gruppe.....	86
Tabelle 4: Deskriptivstatistik Vermeidungsverhalten LSAS.....	87
Tabelle 5: Deskriptivstatistik Ängstlichkeit (LSAS), I-C-Werte.....	87
Tabelle 6: Deskriptivstatistik TKS-Symptome, IC-Werte.....	90
Tabelle 7: Deskriptivstatistik COS IC-Gesamtwert.....	92
Tabelle 8: Deskriptivstatistik COS indiv. IC-Norm, wahrg. IC-Norm.....	94
Tabelle 9 Deskriptivstatistik VERT-K.....	95

12.0 ANHÄNGE

12.1 Soziodemographischer Fragebogen:

Die von Ihnen angegebenen Daten bleiben anonym und dienen rein wissenschaftlichen Zwecken. Bitte alle Fragen beantworten und bei Unklarheiten nachfragen.

Vielen Dank!

30. Name:

30. Wohnsitz:

30. Telefonnummer:

30. Alter in Jahren:

30. Geschlecht:

**6. Rechtshänder
Linkshänder**

☐☐

30. Herkunftsland:

Österreich
China
Japan
Südkorea

Ja
Ja
Ja
Ja

Nein
Nein
Nein
Nein

Sonstiges:

30. Tragen Sie Brillen oder Kontaktlinsen?

Wenn ja, sind Sie kurzsichtig?	Ja	Nein
Wenn ja, sind Sie weitsichtig?	Ja	Nein

Muttersprache:

10. Konfession:

11. Familienstand:

Ledig	Ja	Nein
In Partnerschaft, verheiratet	Ja	Nein
Geschieden	Ja	Nein
Verwitwet	Ja	Nein

12. Bin in Europa geboren und habe Verwandte, Bekannte aus Ostasien:

Ja	Nein
----	------

Wenn ja, welche?

13. Bin in Ostasien geboren und habe Verwandte, Bekannte aus Europa:

Ja	Nein
----	------

Wenn ja, welche?

14. Aufenthaltsdauer in Europa (Angabe in Jahren und Monaten):

15. Aufenthaltsdauer in Ostasien (Angabe in Jahren und Monaten):

16. Affinität zu Europa

Hoch	Ja	Nein
Mittel	Ja	Nein
Niedrig	Ja	Nein

17. Affinität zu Ostasien

Hoch	Ja	Nein
Mittel	Ja	Nein
Niedrig	Ja	Nein

18. Ausbildung:

Studium	Ja	Nein
Studienrichtung		
Höchste abgeschlossene Ausbildung		
Höchste abgeschlossene Ausbildung (Vater)		
Höchste abgeschlossene Ausbildung (Mutter)		

19. Derzeitige Beschäftigung

Studium	Ja	Nein
Sonstiges		

20. Häufigkeit des Kontakts zu Europäern:

Nie	☐
Manchmal	☐
Oft	☐
Täglich	☐

21. Art des Kontakts zu Europäern:

Kein Kontakt	☐
Visueller Kontakt, ohne Kommunikation	☐
mit Kommunikation	☐

Freundschaft

☐

22. Häufigkeit des Kontakts zu Asiaten:

Nie

☐

Manchmal

☐

Oft

☐

Täglich

☐

23. Art des Kontakts zu Asiaten:

Kein Kontakt

☐

Visueller Kontakt, ohne Kommunikation
mit Kommunikation

☐☐

Freundschaft

☐

24. Vorhandensein möglicher Erkrankungen:

Grippaler Infekt:

Ja

Nein

Beeinträchtigung der Sehleistung:

Ja

Nein

Beeinträchtigung der Schreibleistung:

Ja

Nein

Einnahme von Medikamenten:

Ja

Nein

Beeinträchtigung der Aufmerksamkeit:

Ja

Nein

25. Medikamenteneinnahme:

Wenn ja, welche?

Pille

Ja

Nein

Aufputzmittel

Ja

Nein

Sonstige Medikamente angeben:

26. Waren Sie jemals abhängig von:

Alkohol

Ja

Nein

Drogen

Ja

Nein

Medikamenten

Ja

Nein

27. Waren Sie in den letzten Wochen auf Grund einer ernsthaften Erkrankung beim Arzt?

Ja

Nein

Wenn ja, aufgrund welcher?

28. Sind Sie im Moment durch irgendwelche Umstände in Ihrer Leistungsfähigkeit beeinträchtigt?

Ja Nein

Wenn ja, wodurch?

Müdigkeit	Ja	Nein
Stress	Ja	Nein
Konflikt	Ja	Nein
Medikamente/Drogen	Ja	Nein
Alkohol	Ja	Nein

29. Haben Sie jemals einen Psychologen oder Psychiater auf Grund von privaten oder psychischen Problemen in Anspruch genommen?

Ja Nein

30. Gibt es in ihrer Familiengeschichte psychische Erkrankungen?

Ja Nein

Wenn ja, welche?

Schizophrenie ersten Grades	Ja	Nein
Depressive Erkrankungen	Ja	Nein
Angststörungen	Ja	Nein
Depression	Ja	Nein

Sonstige

12.2 TKSQ-Fragebogen

The Taijin Kyofu Sho Questionnaire TKSQ

The Taijin-Kyofu-Sho Questionnaire (TKSQ) assesses severity of 10 physical/ behavioral symptoms in respect to distress from embarrassment to oneself, discomfort to others, and offense to others.

Please circle one response for each of the following questions:

How fearful are you that you may blush in front of others, such as turning red when someone asks you a question, and as a result:

- a. Not fearful at all
- b. Mildly fearful
- c. Moderately fearful
- d. Extremely fearful

1. You will make another person uncomfortable.

- a. Not fearful at all
- b. Mildly fearful
- c. Moderately fearful
- d. Extremely fearful

2. You will offend another person.

- a. Not fearful at all
- b. Mildly fearful
- c. Moderately fearful
- d. Extremely fearful

How fearful are you that your facial expressions may stiffen in front of others, such as not being able to change the expression on your face, and as a result:

4. You will feel embarrassed.

- a. Not fearful at all
- b. Mildly fearful
- a. Moderately fearful
- b. Extremely fearful

5. You will make another person uncomfortable.

- a. Not fearful at all
- b. Mildly fearful
- c. Moderately fearful
- d. Extremely fearful

6. You will offend another person.

- a. Not fearful at all
- b. Mildly fearful
- c. Moderately fearful
- d. Extremely fearful

How fearful are you that your head, hands, and/ or feet will tremble in front of others, and as a result:

7. You will feel embarrassed.

- a. Not fearful at all
- b. Mildly fearful
- c. Moderately fearful
- d. Extremely fearful

8. You will make another person uncomfortable.

- a. Not fearful at all
- b. Mildly fearful
- c. Moderately fearful
- d. Extremely fearful

9. You will offend another person.

- a. Not fearful at all
- b. Mildly fearful
- c. Moderately fearful
- d. Extremely fearful

How fearful are you that your voice will tremble while talking with others, and as a result:

10. You will feel embarrassed.

- a. Not fearful at all
- b. Mildly fearful
- c. Moderately fearful
- d. Extremely fearful

11. You will make another person uncomfortable.

- a. Not fearful at all
- b. Mildly fearful
- c. Moderately fearful
- d. Extremely fearful

12. You will offend another person.

- a. Not fearful at all
- b. Mildly fearful
- c. Moderately fearful
- d. Extremely fearful

How fearful are you that you will sweat or perspire in front of others, as a result:

13. You will feel embarrassed.

- a. Not fearful at all
- b. Mildly fearful
- c. Moderately fearful
- d. Extremely fearful

14. You will make another person uncomfortable.

- a. Not fearful at all
- b. Mildly fearful
- c. Moderately fearful
- d. Extremely fearful

15. You will offend another person.

- a. Not fearful at all
- b. Mildly fearful
- c. Moderately fearful
- d. Extremely fearful

How fearful are you that you will have body odors around others, and as a result:

16. You will feel embarrassed.

- a. Not fearful at all
- b. Mildly fearful
- c. Moderately fearful
- d. Extremely fearful

17. You will make another person uncomfortable.

- a. Not fearful at all
- b. Mildly fearful
- c. Moderately fearful
- d. Extremely fearful

18. You will offend another person.

- a. Not fearful at all
- b. Mildly fearful
- c. Moderately fearful

- d. Extremely fearful

How fearful are you that you will stare at parts of other person's bodies, and as a result:

- 19. You will feel embarrassed.
 - a. Not fearful at all
 - b. Mildly fearful
 - c. Moderately fearful
 - d. Extremely fearful
- 20. You will make another person uncomfortable.
 - a. Not fearful at all
 - b. Mildly fearful
 - c. Moderately fearful
 - d. Extremely fearful
- 21. You will offend another person.
 - a. Not fearful at all
 - b. Mildly fearful
 - c. Moderately fearful
 - d. Extremely fearful

How fearful are you that you will release intestinal gas in the presence of others, and as a result:

- 22. You will feel embarrassed.
 - a. Not fearful at all
 - b. Mildly fearful
 - c. Moderately fearful
 - d. Extremely fearful
- 23. You will make another person uncomfortable.
 - a. Not fearful at all
 - b. Mildly fearful
 - c. Moderately fearful
 - d. Extremely fearful
- 24. You will offend another person.
 - a. Not fearful at all
 - b. Mildly fearful
 - c. Moderately fearful
 - d. Extremely fearful

How fearful are you that you will make eye- to-eye contact with another person, and as a result:

- 25. You will feel embarrassed.
 - a. Not fearful at all
 - b. Mildly fearful
 - c. Moderately fearful
 - d. Extremely fearful
- 26. You will make another person uncomfortable.
 - a. Not fearful at all
 - b. Mildly fearful
 - c. Moderately fearful
 - d. Extremely fearful
- 27. You will offend another person.
 - a. Not fearful at all
 - b. Mildly fearful
 - c. Moderately fearful
 - d. Extremely fearful

How fearful are you that due to your physical appearance to others:

- 28. You will feel embarrassed
 - a. Not fearful at all
 - b. Mildly fearful
 - c. Moderately fearful
 - d. Extremely fearful
- 29. You will make another person uncomfortable.
 - a. Not fearful at all
 - b. Mildly fearful
 - c. Moderately fearful
 - d. Extremely fearful
- 30. You will offend another person.
 - a. Not fearful at all
 - b. Mildly fearful
 - c. Moderately fearful
 - d. Extremely fearful

CURRICULUM VITAE

Daniel Schönbauer

Geboren: am 22.5.1983 in Wien

Staatsbürgerschaft: Österreich

Ausbildung:

1997-2001 Oberstufenrealgymnasium 1150 Wien, Henriettenplatz

1993- 1997 Schulversuch Mittelschule 1160 Wien, Roterdschule

Seit Oktober 2002:

Universität Wien, Studium der Psychologie.

Abschluss des ersten Studienabschnittes: am 27.1.2006.

Seit 2007 Absolvierung der für die Diplomprüfung erforderlichen Pflicht- und Wahlpflichtveranstaltungen einschließlich des Pflichtpraktikums. Abschluss des Pflichtpraktikums bei ClearingPlus Bonygasse 13, 1140 Wien (Versuch der Integration von

Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit psychischen Beeinträchtigungen in den Arbeitsmarkt).

Zusätzliche Tätigkeiten während des Studiums: Absolvierung von Wahlpflichtfächern aus dem Bereich der klinischen und Gesundheitspsychologie und der Wirtschaftspsychologie, Bildungspsychologie, Entwicklungspsychologie. Fachliteraturseminar aus zwei verschiedenen Bereichen.

Positive Absolvierung des ersten Teils der Zulassungsprüfung an der Universität für angewandte Kunst, Studienrichtung Malerei.